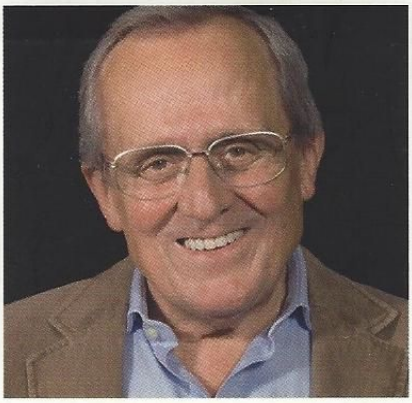
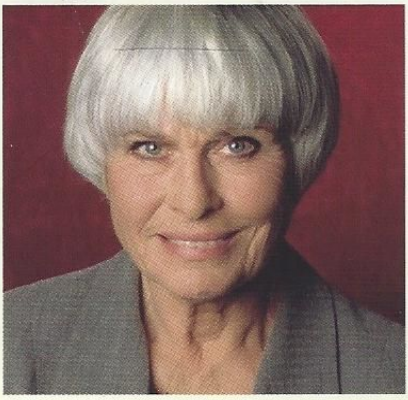
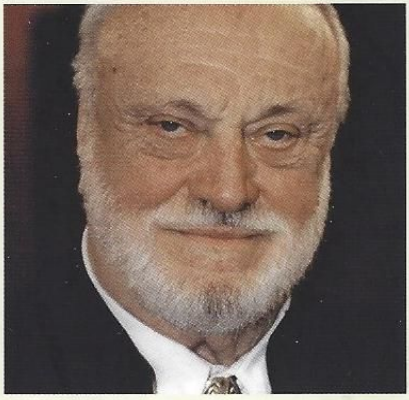


Mein Kriegsende



Erinnerungen an die Stunde Null

Herausgegeben von Dieter Hildebrandt und Felix Kuballa



Propyläen

»Der Krieg war zu Ende. Ich war glücklich.« *Dieter Hildebrandt*

Dreiundzwanzig prominente Autoren und Künstler erzählen von ihren letzten Kriegstagen 1945. Ein eindrucksvolles Panorama der Stunde Null, eine Sammlung ungewöhnlicher und anrührender Geschichten. Es erinnern sich unter anderen: Dieter Hildebrandt, Barbara Rütting, Kurt Masur, Ralph Giordano, Eva Ebner, Gotthilf Fischer, Günter Kunert, Joachim Fest, Carola Stern, Günter Lamprecht, Wolfgang Leonhard, Peter Rühmkorf, Tana Schanzara.

Propyläen

ISBN 978-3-549-07382-7
€ 19,95 (D)
€ 20,60 (A)
www.propylaeen.de

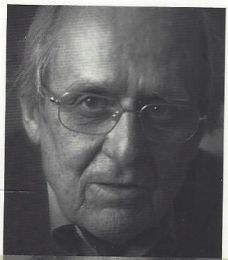
Frühjahr 1945. Das Deutsche Reich steht kurz vor der Kapitulation – in allen vom Krieg betroffenen Gebieten spielen sich dramatische Szenen des Zusammenbruchs und der Befreiung ab, die jeden tief geprägt haben, der dabei war.

Dieter Hildebrandt schildert seine Erlebnisse als siebzehnjähriger Rekrut im letzten Aufgebot Hitlers, das fast ausschließlich aus Jugendlichen oder Kriegsversehrten bestand. Sie sollten der von den Russen eingekesselten Reichshauptstadt Berlin zu Hilfe eilen.

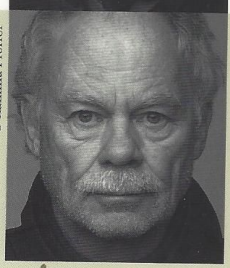
Edgar Hilsenrath erlebte das Kriegsende bereits im Herbst 1944 in einem jüdischen Ghetto in der Ukraine, als die Russen in das Gebiet einmarschierten. Der Achtzehnjährige schlug sich nach Palästina durch, war wochenlang unterwegs, ging mehrere Hundert Kilometer zu Fuß und schrieb in dieser Zeit seine ersten Novellen.

»Mein Kriegsende« war eine erfolgreiche Sendereihe des WDR-Fernsehens. Dieter Hildebrandt und Felix Kuballa haben diese berührenden, sehr persönlichen Berichte nun für ein Lesepublikum zusammengestellt.

Dieter Hildebrandt, geboren 1927, Deutschlands bekanntester politischer Kabarettist. Der »Scheibenwischer« wurde unter ihm zur Institution im deutschen Fernsehen. Hildebrandt wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Grimme-Preis und dem Schillerpreis.



© Felix Kuballa



© Kamilla Pfeffer

Felix Kuballa, Jahrgang 1944, bis 2008 Redakteur beim WDR. Er ist Autor zahlreicher TV-Reportagen und Dokumentationen für die ARD, z. B. »Gesucht wird … Josef Mengele«, und wurde mehrfach mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Kuballa war Initiator und verantwortlicher Redakteur der WDR-Sendereihe »Mein Kriegsende«.

Copyrights der Cover-Fotografien:
Dieter Hildebrandt: privat; Rudolf Klaffenböck
Barbara Rütting: privat; ullstein bild – Teutopress
Kurt Masur: privat; ullstein bild
Gestaltung: Morian & Bayer-Eynck, Coesfeld
www.propylaeen-verlag.de

Dieter Hildebrandt
Felix Kuballa (Hrsg.)

Mein Kriegsende

Erinnerungen an die Stunde Null

Propyläen

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de

ISBN 978-3-549-07382-7

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Sabon und Univers
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Für Kamilla

Inhalt

Dieter Hildebrandt Vorwort:
Sie erinnern sich vielleicht nicht... 9

Esther Bejarano Die Gedanken sind frei 13

Eva Ebner «Nehmen Sie die!» 25

Joachim Fest Befreit durch Bücher 33

Gotthilf Fischer Glory, Glory, Hallelujah 43

Ralph Giordano Im Rattenloch 51

Max von der Grün Der Baumwollpflücker 59

Dieter Hildebrandt Den Führer entsetzen 67

Edgar Hilsenrath Auf nach Palästina 77

Günter Kunert Kellerträume 85

Günter Lamprecht «Wojna kapuut! 97

Wolfgang Leonhard Mit der Gruppe
Ulbricht in Berlin 107

Erich Loest Der Werwolf 117

Kurt Masur Pianist im Schloss 127

Gisela May Kusshände für die Russen 135

Uta Ranke-Heinemann Trümmerteenager 143

Peter Rühmkorf Der Anti-Nazi-Klub 153

Barbara Rütting Beten für den Führer 163

Tana Schanzara Äppelfahrt 171

Coco Schumann Ku'damm / Ecke Uhlandstrasse 181

Carola Stern Die Hundertfünfzigprozentigen 187

Georg Stefan Troller Sie haben alle nichts gewusst 195

Giselle Vesco Feuersturm über Dresden 205

Gerhard Zwerenz Fahnenflucht 215

Editorische Notiz 223

Bildnachweis 223

Vorwort

Sie erinnern sich vielleicht nicht...

...an das Kriegsende – weil Sie einesteils zu jung, anderenteils nicht mehr willens sind. Möglicherweise können unsere Kinder und Kindeskinder aber auch einfach nicht mehr hören, was wir altgewordenen Kriegskinder zu berichten haben. Gewöhnlich beginnt es ja langatmig mit den Worten: «Damals standen wir...» Oder: «Wir konnten doch nicht ahnen, dass wir später...» Oft verlassen dann sehr schnell ein paar junge Menschen genervt den Raum, wenn auch auf Zehenspitzen.

Deshalb versuche ich meine Geschichte möglichst so zu erzählen, dass kein Zuhörer die Gelegenheit bekommt, sich zu entziehen. Also beginne ich meist von hinten, ungefähr so: «Wie schön, dass ich dieses Jahrtausend noch erleben durfte!» – und arbeite mich dann bis zum Jahr 1945 zurück.

Die in diesem Buch zusammengefassten Geschichten müssten – so hoffe ich zumindest – auch diejenigen berühren, die die letzten Kriegsmonate nicht erlebt haben und bisher nur wenig Interesse dafür aufbringen konnten, so persönlich, eindringlich und dramatisch sind die Erlebnisberichte der hier versammelten Kulturschaffenden.

Da ist zum Beispiel diese junge Frau, damals überzeugte Hitler-Anhängerin. Führer-Treue scheint ihr das Wichtigste zu sein, nach Deutsch-Südwestafrika will sie aus-

wandern, dort als Farmerin leben, so ihr Traum. Doch als sich ihr Idol erdreistet, plötzlich den «Heldentod» zu sterben, um der Niederlage zu entgehen, ist sie stinksauer. Dass dieselbe Frau, mit Namen Carola Stern, sich später einmal als engagierte Journalistin vehement für Demokratie und Menschenrechte einsetzen würde, wer hätte das erwartet...

Oder dieser junge Wiener Jude – gerade mal sechzehn Jahre alt, als er die Heimat verlassen muss. Im Exil wird er Soldat für die US-Armee und kommt als solcher zurück nach Europa. In München, ausgerechnet aus der Wohnung des «Führers» in der Prinzregentenstrasse, schreibt er seinem Vater nach New York. Auf Hitlers Briefpapier. Georg Stefan Troller, der damalige Gefangenenbefrager, wird später zum renommiertesten Reporter im deutschen Fernsehen.

Während die eine, in Danzig versteckt, den Einmarsch der Russen herbeisehnt, dann aber statt Erlösung die Hölle erlebt, können sich andere, an der Front in Holland, in die Musik retten und so, zumindest für ein paar Stunden, der Wirklichkeit entfliehen. Einstige Hitlerjungen, Wehrmachtssoldaten wie ich, aber auch Verfolgte des Naziregimes, die im KZ im wahrsten Sinne des Wortes um ihr Leben spielen mussten – mit Gitarre und Akkordeon –, erzählen davon, wie es war, das Kriegsende zu erleben.

Vom Endsieg war zuletzt keine Rede mehr. Viel mehr glaubten wir daran, Opfer von Mord und Totschlag zu werden, als an die Möglichkeit zu überleben. Wir – auch ich – waren erzogen worden, zu glauben, dass unsere Feinde Mörder, Untermenschen, ja eben Bolschewisten seien und

keine Gefangenen machten. Bestenfalls sahen wir uns nach dem Krieg in Sibirien erfrieren oder verhungern.

So ganz genau wusste ich wohl nicht, was ich da sagte, als mir damals der Satz herausrutschte: «Wenn uns der Iwan erwischt, können wir was erleben.» Es wurde vereinzelt gelacht in der Gruppe.

Noch im April 1945, als wir in der Altmark herummarschierten, trat in einem Gutshof ein Offizier auf einen Stuhl und verkündete, dass die Amerikaner den Krieg mit Deutschland beendet hätten und nun mit ihren Panzerkräften – natürlich gemeinsam mit den deutschen Waffenbrüdern – den bolschewistischen Feind aus dem Land jagen würden. Es wurde vermutet, dass es sich bei diesem Offizier um einen Gestapo-Agenten handelte.

Ohne ein bisschen Humor war das Ende nicht zu überstehen. Der grosse Kabarettist Werner Finck beschrieb seinen letzten Kriegstag folgendermassen: «Ich ging zur Schreibstube, meldete mich vorschriftsmässig bei unserem Hauptfeldwebel, und zwar am 8. Mai 1945 um 13 Uhr, und fragte, wie es sich gehörte, ob noch etwas anliege. Der Hauptfeldwebel sagte: «Es hat sich erledigt.» «Erst dann», so Finck, «gab ich mich dem Zusammenbruch hin.»

An diesem 8. Mai exakt eine Stunde später, um 14 Uhr, standen wir Kinderlandser am Ufer der Elbe, die Sonne brannte auf uns nieder, und wir stellten beglückt fest, dass niemand mehr auf uns schoss. Da waren wir glücklich. Für uns war es kein Zusammenbruch, sondern ein Aufbruch.

Zweifellos hat diese Zeit uns alle geprägt, aber nicht geschafft. Nicht nur, dass wir das «Tausendjährige Reich» überlebt haben, viele von uns meisterten ihr Leben danach recht passabel: So finden sich hier die Erinnerungen grosser Dirigenten, bedeutender Schriftsteller, bekannter Schauspieler und Journalisten – sie haben auf ihre Weise die deutsche Nachkriegskultur geprägt. Naheliegend natürlich, dass für viele die NS-Zeit lebenslang Thema geblieben ist – Gott sei Dank aber nicht das einzige.

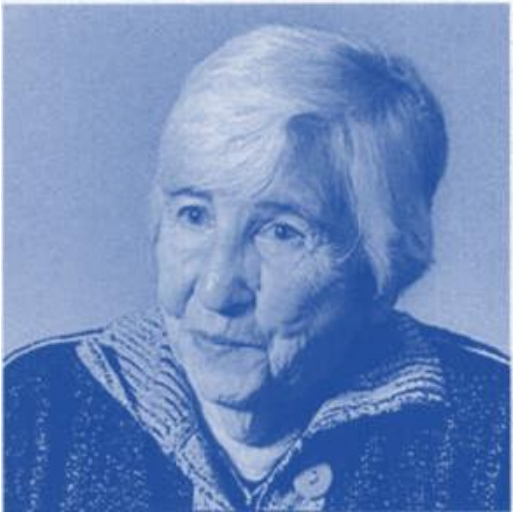
Dieter Hildebrandt

ESTHER BEJARANO, die Sängerin,
hat zwei Konzentrationslager überlebt.
In Auschwitz war sie Mitglied im
«Mädchenorchester».

Als Hitler an die Macht kommt,
ist sie acht Jahre alt.
Das jüdische Mädchen lebt
in bescheidenen Verhältnissen
im Saarland. An Flucht
ist nicht zu denken.

Mit sechzehn wird sie in ein
Zwangsarbeiterlager gesteckt.
Und im April 1943 im Viehwaggon
nach Auschwitz deportiert.

Ein halbes Jahr später
bringt man sie nach Ravensbrück
ins grösste Frauen-KZ
auf deutschem Boden.



Esther Bejarano

Die Gedanken sind frei

Mit mir im Lager waren neben jüdischen auch politische Gefangene, vor allem Kommunistinnen. Die hatten heimlich ein Radio in der Decke installiert. Deshalb wussten sie ganz gut Bescheid, wo die Russen standen und was sich ausserhalb des Lagers tat.

Eines Tages, es war wohl im April ’45, sagten diese Frauen, wir sollten uns Zivilkleidung organisieren und sie unter unsere Häftlingskleidung anziehen. Die bräuchten wir, weil die Russen schon fast vor der Tür stünden und wir bald von Ravensbrück wegmüssten. In den Effektenkammern konnte man sich solche Sachen kaufen. Ich habe mir da zum Beispiel mal einen Pullover geholt, weil mir immer so furchtbar kalt war, und dann fünf Tage lang nichts gegessen. Das war der Preis für den Pullover: fünf Tagesrationen Brot.

Dann begann der sogenannte Todesmarsch. Wir mussten in Siebenerreihen in einer Kolonne gehen. Wir liefen durch Mecklenburg, kilometerweit. Dieser Marsch war für uns eine ganz schwierige Sache. Wir waren natürlich nicht die Stärksten, wir hatten ja wenig zu essen.

Wir gingen eine ganze Weile, bis zu einem anderen Konzentrationslager, bei Malchow. Dort hatte ich grosses Glück, weil ich Frauen traf, die zuvor mit mir in Auschwitz gewesen waren. Dass wir uns wiedersahen, war natürlich eine grosse Freude. Sie reihten sich in unsere Kolonne ein.

Es war wahnsinnig kalt und wir hatten keine Kraft mehr. Wenn wir uns ausruhen durften, dann nur in irgendwelchen kleinen Städten auf dem Marktplatz. Da durften wir uns dann hinsetzen oder hinlegen. Ich kann mich noch erinnern, wie wir auf Pflastersteinen gesessen haben.

Immer weiter sind wir marschiert, bis wir plötzlich einen SS-Mann zu einem anderen sagen hörten, es dürfe nun nicht mehr geschossen werden. Bis dahin war es so: Wenn Frauen hinfielen und nicht schnell genug aufstehen konnten, hat man sie gnadenlos erschossen. Das war für uns eine Katastrophe, wir mussten über die Toten drübersteigen; man liess sie einfach auf der Strasse liegen, es war furchtbar. Jedes Mal haben wir gedacht: «Oh Gott, wenn wir hinfallen, dann passiert mit uns dasselbe.» Es waren Frauen, die zum Teil schon drei oder vier Jahre gefangen gewesen waren und alles Mögliche durchgestanden hatten. Und nun, auf diesem Todesmarsch, wurden sie erschossen.

Wir sagten uns: «Jetzt müssen wir versuchen, die Kolonne zu verlassen.» Wir wussten überhaupt nicht, wo sie uns hinbringen würden. Ich glaube, die SS hat es selbst nicht gewusst, die Männer waren auch ratlos.

Wir verabredeten, dass sich eine nach der anderen versteckt, wenn wir in einen Wald kommen, so, dass die SS es nicht merkt. Das klappte dann auch. Wir waren sieben Mädchen und warteten, bis die Kolonne vorbeimarschiert und ausser Sichtweite war. Dann zogen wir alleine weiter. Das war nicht einfach, natürlich haben wir unsere Sträflingskleidung ausgezogen, wir hatten ja die Zivilkleidung drunter. Auf keinen Fall wollten wir, dass irgendwelche

Deutschen sahen, dass wir Gefangene sind. Wir hatten kein Vertrauen mehr zu den Menschen und waren uns sicher: «Wenn die wissen, dass wir aus dem KZ kommen, dann schicken sie uns wieder zur Kolonne zurück.»

Als wir so umherirrten, trafen wir auf zwei Franzosen, die auch auf der Flucht waren. Wir baten sie, mit uns zu gehen – sieben jüdische Mädchen allein unterwegs, das war nicht einfach, wir wussten ja nicht mal wohin. Und so sind die zwei mitgekommen. Doch wo sollten wir übernachten? Es gab ja nichts. Wir haben uns in Hauseingänge gelegt, unter Brücken, unter Treppen und konnten so wenigstens ein bisschen schlafen.

Bis zum Städtchen Neustadt-Glewe waren unsere männlichen Begleiter dabei. Dort trennten wir uns. Sie hatten andere französische Gefangene getroffen, mit denen sie jetzt weitergehen wollten. Sie verabschiedeten sich, wir waren wieder allein.

Neustadt-Glewe war schon von den Russen besetzt. Ich ging dort zu einem russischen Soldaten – in Ravensbrück hatte ich bei Siemens gearbeitet, zusammen mit russischen Frauen, konnte daher also ein paar Brocken Russisch – und habe versucht, ihm klarzumachen, dass wir unendlich müde sind und irgendwo übernachten müssen. Mit Händen und Füssen versuchte ich, mich verständlich zu machen. Er erklärte sich bereit, uns zu helfen, und ging mit uns in eine leerstehende Villa. Dort fanden wir gleich tausend Reichsmark, und Kleidung war auch noch da, ein paar Kinder-

pullover. Weil ich so klein und dünn war, passten sie mir, die anderen gingen leider leer aus.

In der Villa wollten wir gern bleiben. Der russische Soldat sagte zu mir: «Aaah, ihr seid sieben Mädchen, das ist ja wunderbar. Wir kommen heute Abend und machen ein Fest. Ich bringe noch sechs Freunde mit!» Da sagte ich zu ihm: «Wir müssen uns erst mal ausruhen, wir sind völlig fertig.» – «Das macht nichts», sagte er, «wir kommen trotzdem.»

Wir Frauen waren uns einig, dass wir die Soldaten auf keinen Fall reinlassen wollten, und schlossen die Tür ab. Dann schauten wir uns in der Villa um. Es waren genug Betten da, wenn man sich zu zweit eines teilte. Meine Freundin Miriam ging mit mir zusammen in die erste Etage. Mitten in der Nacht klopfte es plötzlich an der Tür – die Soldaten waren da. Als sie feststellten, dass abgeschlossen war, versuchten sie es an der Hintertür. Sie zerschlugen das Glasfenster, konnten mit der Hand reingreifen und die Tür von innen öffnen.

Sofort verteilten sie sich im Haus. Der Russe, mit dem ich gesprochen hatte, fand mich im ersten Stock. Er wollte sich zu mir legen, Miriam sollte aus dem Bett verschwinden. Da sagte ich: «Pass mal auf, das geht so nicht. Wir sind krank, haben Durchfall. Es geht uns nicht gut, wir können heute auf keinen Fall mit euch feiern. Wir müssen uns erst mal erholen. Kommt morgen wieder.»

Er war zum Glück einsichtig. Ich schlug ihm noch vor: «Bring doch auch ’ne Flasche Wodka mit, damit wir ganz lustig werden!» Das leuchtete ihm wohl ein.

Er sammelte seine Freunde ein und gemeinsam zogen sie wieder ab. Das war unser Glück.

Dass wir alle Durchfall hatten, stimmte wirklich. Es kam daher, dass die Speisekammer in diesem Haus bis oben hin voll war mit Nahrungsmitteln. Meine Freundin Miriam, eine wunderbare Köchin, war sofort in die Küche gegangen und hatte für uns gekocht. Wir assen Unmengen. Das war natürlich ein grosser Fehler, denn unsere Mägen waren überhaupt nichts mehr gewohnt. Es gab Fleisch im eigenen Saft und vieles mehr. Später mussten wir vor dem einzigen Klo der Villa Schlange stehen.

Wir waren krank, aber wir wussten: Hier können wir nicht bleiben. Durch die Hintertür sind wir hinaus in die Nacht. Uns war klar, dass wir die Russen am nächsten Tag nicht mehr abwimmeln konnten.

Als wir in einen Wald kamen, hörten wir auf einmal Schüsse. Jemand rief: «Don’t move, stop!» Wir blieben stehen, zwei amerikanische Soldaten kamen auf uns zu. Wir erzählten ihnen sofort, woher wir kamen und dass wir so schnell wie möglich aus dem russischen Sektor wegwollten. Die Amerikaner sagten: «Okay, wir helfen euch, aber ihr müsst ganz ruhig sein, weil wir durch einige Kontrollen müssen. Wir bringen euch in den amerikanischen Sektor.»

Als wir zu einem Posten kamen, sagten die beiden: «Hier sind sieben American nurses» – also amerikanische Krankenschwestern –, «die müssen wir in unser Camp bringen.» Auf diese Weise kamen wir durch sämtliche Kontrollen.

Wir wurden in einem leeren Bahnwärterhäuschen untergebracht, direkt neben einem Camp, und die zwei Soldaten brachten uns Matratzen und Essen. Ausser ihnen wollten wir niemanden ins Haus lassen. Trotzdem haben uns auch die anderen Amerikaner geholfen, sie warfen durchs Fenster, was sie selbst entbehren konnten.

Als wir ungefähr eine Woche in dem Häuschen wohnten, hiess es: Das Camp wird aufgelöst und nach Ludwigslust verlegt. Unsere beiden Soldaten, Dane und John, nahmen uns in einem Leiterwagen mit. Dem Bürgermeister von Ludwigslust erzählten sie die gleiche Geschichte wie vorher den Kontrollposten: Wir seien amerikanische Krankenschwestern, könnten nicht mit den Soldaten im Camp wohnen und bräuchten eine Unterkunft.

Wir wurden einem Bauern zugeteilt, der ein grosses Haus hatte, und bekamen zwei Zimmer. Es waren sehr nette Leute, die Anteil an unserem Schicksal nahmen. Von ihnen erfuhren wir mehr über die Gräuel der Nazis, sie haben uns darüber aufgeklärt, dass es ausser in Auschwitz und Ravensbrück noch viele andere Konzentrationslager gab.

Einmal nahm uns der Bauer mit in den Garten. Dort grub er eine Kiste aus. Die war voll mit Büchern, die die Nazis verboten hatten, Bücher, die er eigentlich hätte verbrennen müssen. Doch er hatte sie in der Erde verbuddelt. Er sagte: «Ihr seht, ihr seid in einem kommunistischen Haus.» Das zu erleben, war für uns eine grossartige Sache.

Irgendwann wollten wir jedoch weiter. Auf einer Landstrasse trafen wir viele Flüchtlinge, die Berlin verlassen hatten, um den Russen zu entgehen. Mit denen gingen wir ein Stück. Wieder kamen wir bei einem Bauern unter und durften in seiner Scheune schlafen. Er schenkte uns einen ganzen Eimer voll Pellkartoffeln. So hungrig wie wir waren, haben wir die natürlich schnell aufgefuttert.

Am Morgen, als der Bauer mit uns vor seinem Hof stand, sagte er: «Ihr könnt euch jetzt aussuchen, wohin ihr gehen wollt. Auf der linken Seite sind die Russen, auf der rechten die Amerikaner.» Die Entscheidung wurde uns abgenommen, denn in der Ferne sahen wir amerikanische Panzer auf uns zurollen. Wir liefen ganz schnell dahin, man hievte uns auf die Tanks, und wir zeigten gleich die Nummern auf unseren Armen, die man uns in Auschwitz eingebrannt hatte. Die Amerikaner umarmten uns, kehrten um und nahmen uns mit in das kleine Städtchen Lübz.

In einem Hotel bekamen wir ein Zimmer, wurden in ein Restaurant eingeladen und mussten erzählen, was wir erlebt hatten. Weil ich und eine Freundin sehr gut Englisch sprachen, haben wir beide ihnen von Auschwitz berichtet. Ich erzählte, dass ich dort als Akkordeonspielerin im Mädchenorchester war und wahrscheinlich deshalb überlebt habe.

Auf einmal, vielleicht eine Viertel- oder eine halbe Stunde später, kam ein amerikanischer Soldat mit einem Akkordeon: «So, das schenk ich dir.» Ich weiss nicht, woher er das hatte. Es war ein sehr schweres Instrument, aber ich hab’s mitgeschleppt, eine ganze Zeitlang.

Dann fingen wir in diesem Restaurant an zu singen. Die Deutschen, die dort sassen, verliessen ziemlich schnell das Lokal. Plötzlich hörten wir einen furchtbaren Krach auf der Strasse. Wir liefen raus und sahen, wie die Rote Armee in den Ort einmarschierte. Die Russen riefen: «Kapitulation, der Krieg ist aus! Hitler ist tot!» Es war der 8. Mai ’45.

Wir haben uns natürlich total gefreut, die amerikanischen und die russischen Soldaten haben sich umarmt und geküsst. Das kann man heute gar nicht mehr glauben, aber es war so. Die waren so glücklich, dass der Krieg zu Ende ist. «Das muss gefeiert werden, auf der Stelle!», sagten Russen wie Amerikaner.

Gleich nebenan war der Marktplatz, da sind wir alle hin. Ein russischer und ein amerikanischer Soldat holten aus einem Geschäft ein grosses Hitlerbild. Das haben sie gemeinsam angezündet und alle, die Russen, die Amerikaner und sechs Mädchen tanzten um das brennende Bild herum. Und ich spielte Akkordeon. Wir sangen alles, was uns in den Sinn kam:

> «Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? Sie
> fliegen vorbei wie nächtliche Schatten.
> Kein Mensch kann sie wissen,
> kein Jäger erschiessen,
> es bleibet dabei, die Gedanken sind frei.»

Im KZ Ravensbrück hatte ich auch russische Lieder gelernt, von den russischen Frauen bei Siemens. Ein Lied erzählt die Geschichte von einem russischen Soldaten, der seiner Frau ein rotes Halstuch als Lebenszeichen nach

Hause schickt. Auch das hab' ich gespielt, bis heute gehört es zu meinem Repertoire.

Das war also meine Befreiung. Es war eine grossartige Sache. Ich sage auch heute noch, wenn ich in Schulen über mein Leben erzähle: «Das war für mich ein neuer Anfang, das war meine zweite Geburt!»

EVA EBNER,

Deutschlands berühmteste Regieassistentin.
In der Filmbranche war sie der gute Geist hinter den Kulissen. Bei ihr wurden selbst die wildesten Exzentriker handzahm.

Sie arbeitete mit internationalen Stars und grossen Regisseuren. Von Fritz Lang bis Fassbinder. Über zweihundertfünfzig Filme tragen auch ihre Handschrift.

Mit vierundsechzig beginnt sie eine neue Karriere, als Schauspielerin in charakterstarken Nebenrollen.
In mehr als zweihundert Filmen steht sie nun vorder Kamera.

Geboren wird Eva Ebner 1922 in Danzig. Ihre jüdische Mutter stirbt, als sie vier ist. Die Stiefmutter behandelt das Mädchen als «Judendreck». Mit sechzehn flieht sie aus dem Elternhaus.

Drei endlose Kriegsjahre überlebt sie versteckt in einer Hafenbaracke.
Bis die Rote Armee anrückt.

Eva Ebner

«Nehmen Sie die!»

Seit 1942 wohnte ich im Hafen von Danzig, in einem Zimmer, das mir ein mildtätiger Mann zur Verfügung gestellt hatte. Er besass dort einen grossen Lagerplatz und hatte mir nicht nur Arbeit, sondern auch diesen Unterschlupf gegeben, und das, obwohl ich keine Papiere hatte und daher illegal lebte.

Im März ’45, als der Krieg näher rückte und Bomben fielen, wurde ich von Frau Schulz, die ganz in der Nähe wohnte, einen Tante-Emma-Laden hatte und mich den Krieg über liebevoll mit Essen versorgt hatte, gedrängt, mit in ihren Luftschutzkeller zu kommen. In diesem Keller verbrachte ich gemeinsam mit ihr, einigen anderen Frauen, Kindern und Jugendlichen die letzten Wochen vor Kriegsende. Wir warteten dort auf die Russen.

Die anderen hatten alle furchtbare Angst, weil sie wussten, dass die Russen nicht gerade zimperlich mit den deutschen Frauen umgingen. Ich hatte weniger Angst, weil ich die ganze Zeit die Russen herbeigesehnt hatte, damit meine illegale Existenz endlich aufhörte. Irgendwann mussten wir den Hafen verlassen.

Wir waren dort nicht mehr sicher, weil immer mehr Bomben herunterdonnerten und liefen zu Fuss in die Stadt, nach Danzig. Auf meinen Rat hin gingen wir in die Gegend, in der die Eltern einer Freundin eine Villa bewohnten. In deren Keller wollten wir uns niederlassen. Nach ei-

nem fünfstündigen Marsch erreichten wir mit viel Mühe das grosse Haus. Ich ging hinein, die Gruppe blieb draussen stehen und wartete. Die Tür war offen, und als ich in die Bibliothek kam, sah ich die Eltern meiner Freundin auf dem Boden liegen, erschossen. Ich wusste nicht: Waren es die Russen oder irgendjemand anderes oder hatten sie Selbstmord begangen? Sofort floh ich aus dem Haus und sagte den anderen nur: «Hier geht's nicht, hier können wir nicht hinein.»

Wir gingen zur gegenüberliegenden Villa. Ein russischer Offizier kam uns entgegen. Wir fragten ihn, ob wir im Keller vielleicht einen Raum kriegen könnten, um dort das Kriegsende abzuwarten. Er war einverstanden. Also zogen wir mit Sack und Pack in den Keller und richteten uns ein bisschen ein. Alles schien halbwegs erträglich.

Langsam kam der Abend, kam die Nacht, und mit der Nacht kam das Grauen. Angetrunkene, laute Russen stürzten in den Keller, auf der Jagd nach Frauen. Mir war klar, dass sie auf uns losgehen würden, ich hatte ja in meinem Barackenzimmer immer heimlich BBC gehört. Daher wusste ich, dass sie nicht vornehm und zurückhaltend sind, sondern dass man Angst haben muss. Bisher hatte ich aber nicht gedacht, dass mir so was passieren könnte. Meine Überzeugung war: «Mir kann es nur helfen, wenn die Russen kommen, denn Gott sei Dank sind wir dann die Nazis los.»

Zwei, drei Leute kamen rein, angetrunken, und wollten Frau Schulz mitnehmen. Sie war ungefähr sechzig. Frau

Schulz sagte, unterstützt durch die anderen Frauen: «Lassen Sie uns in Ruh!» Dann zeigten sie auf mich: «Die müssen Sie nehmen. Sie ist die Jüngste hier, sie hat keine Kinder und keine Verwandten. Nehmen Sie die!» Die beiden Russen packten mich. Ich dachte im Stillen: «Das ist meine Möglichkeit, hier Frieden zu stiften und mich zu bedanken, für all die Jahre, in denen Frau Schulz und die anderen mir geholfen, mich am Leben erhalten haben.» Ich ging mit.

Draussen auf dem Kellergang fingen sie sofort an, mir grob an die Brust und zwischen die Beine zu fassen. Ich hatte ja vorher gewusst, was mir bevorstand – dass ich mich hingeben muss –, doch ich konnte das nicht ertragen und wehrte mich. Das machte die Männer so wütend, dass einer der beiden mich mit der Pistole niederschlug. Ich fiel zu Boden und merkte, dass ich am Kopf blutete.

Sie zogen mich an den Beinen durch den Keller in einen anderen Raum. Dort drückten sie mich irgendwo drauf – es lag allerhand Gerümpel herum, Möbelstücke – und vergewaltigten mich nacheinander. Von draussen hörte man russisches Geschrei, die Stimmen Besoffener, russische Lieder, es war eine unglaubliche Geräuschkulisse. Auch ich fing an zu schreien. Während der eine mich vergewaltigte, hielt ein anderer mir ein Messer an den Hals oder richtete seine Pistole auf mich, damit ich mich nicht wehrte. Ich schrie, mein Kopf blutete, und während sie noch zugange waren, kamen schon andere Russen rein.

Ich lag da, liess es über mich ergehen und dachte:

«Irgendwann werden sie aufhören, entweder werden sie dann noch mal richtig zuschlagen oder mit dem Messer zustossen.» Ich resignierte: «So, Eva, das ist das Ende, und deine ganzen Hoffnungen, dass die Russen dich von den Nazis befreien, und dass dein Leben endlich beginnt, sind für die Katz.»

Ich glaube, im Ganzen hat es mindestens zwei, drei Stunden gedauert. Sie haben mich nicht nur nacheinander auf die übelste Weise vergewaltigt, sie haben mich nicht nur gekratzt und mit den Füssen gestossen, nicht nur in die Brust und in die Geschlechtsteile gekniffen, sie haben alles mit mir gemacht, was widerlich war, nur um ihre Befriedigung zu haben.

Dann kam ein Offizier, er zog mich hoch. Ich konnte kaum laufen, mich kaum bewegen, weil mir alles weh tat. Ich merkte, wie mir das Blut das Gesicht runterrann. Er nahm mich mit nach oben, in eines der bewohnten Gemächer, in eine Art Bibliothek. Die Besitzer des Hauses waren ja nicht mehr da. Dort schubste er mich auf eine Couch. Ich war am Ende meiner Kräfte und meines Mutes, weinte nur: «Bitte, bitte nicht mehr. Ich kann nicht mehr.» Und wahrhaftig, er liess von mir ab.

Mit letzter Kraft bin ich stolpernd und kriechend, blutend und schreiend zurück in den Keller, zu den anderen Frauen. Ich wollte nicht allein sein. Weil ich so blutete, wurde ich in eine Kiste gelegt, die in der Ecke stand und in der die Leute, denen diese Villa gehörte, offenbar ihr Geschirr versteckt hatten. Da waren auch Decken drin. Die Frauen wussten, dass ich Ruhe brauchte – zum Arzt konnte

man ja nicht. Und sie wussten auch, dass mich die Russen möglicherweise suchen würden, um mich zu beseitigen. Also versteckten sie mich.

Irgendwie musste ich das Bewusstsein verloren haben oder eingeschlafen sein – mir fehlen ein paar Stunden oder Tage. Ich weiss noch, dass ich in die Kiste reingepinkelt hatte. Irgendwann wurde ich von den Frauen hochgerissen und aufgesetzt, auf eine Bank oder einen Stuhl. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Das Blut war inzwischen zum Stoppen gekommen, aber es klebte an mir, so dass sich alle ekelten, mich anzusehen.

Ich sass da und sie hielten mich von hinten fest, weil ich immer umzufallen drohte. Dann kam ein Russe in den Keller, möglicherweise ein Offizier. Er machte eine Geste nach draussen und sechs, sieben oder acht andere Russen, allesamt Soldaten, kamen rein. Sie mussten sich in einer Reihe vor mir aufstellen. Dann fragte er mich: «Wer hat gemacht?» Er wollte wissen, wer mich so zugerichtet hatte.

Aus den BBC-Nachrichten wusste ich, dass die Russen, wenn sie angezeigt wurden, weil sie solche Gräueltaten begangen hatten, vom russischen Militärgericht verurteilt wurden, und dass sie dafür teilweise sogar mit ihrem Leben bezahlten. So streng waren die Gesetze. Und jetzt fragte der mich: «Wer hat gemacht?»

Ich sah sie alle an, alle sieben oder acht, und dachte: «Jetzt hast du die Möglichkeit, es ihnen heimzuzahlen – für all diese Schmerzen, für die Todesangst, für diese De-

mütigungen und die Verunstaltung.» Das war mein erster Gedanke.

Mein zweiter Gedanke aber war: «Eva, jetzt reiss dich mal zusammen. Das sind auch Menschen. Das sind die Russen, auf die du gewartet hast. Das sind Menschen, die aus einem Land kommen, in dem die Deutschen sich auch nicht wie Engel benommen haben. Es sind Menschen, die Eltern haben, die Frauen, möglicherweise Kinder haben.»

Ich guckte von einem zum anderen, erkannte sie wieder, auch den kleinen Dicken, der besonders gemein gewesen war. Ich sah allen in die Augen, und in allen Augen sah ich nur eines: Angst. Da sagte ich zu mir: «Es lohnt nicht, dass deinetwegen und wegen der Schmach, die dir zugefügt wurde, auch nur ein einziges Menschenleben draufgeht. Eva, du wirst damit fertig. Reiss dich zusammen. Vergiss die Revanchegedanken.» Ich guckte sie noch einmal an und sagte dann zu dem Offizier: «Es war keiner, es war niemand.» Er sah mich erstaunt an. «Es waren andere», sagte ich. Dann gingen sie.

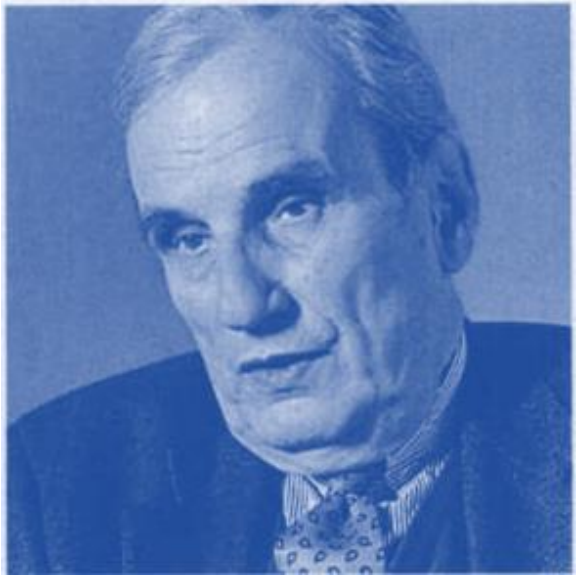
Im Kellerraum herrschte absolute Stille. Die Frauen waren anderer Meinung, aber sie verhielten sich solidarisch mit mir, Gott sei Dank. Ich hatte das gute Gefühl, dass ich richtig gehandelt hatte. Und heute, nach so vielen Jahren, kann ich rückblickend sagen: Dass ich damals wirklich Menschenleben gerettet habe, ist vielleicht die einzig gute Tat, die ich in meinem Leben vollbracht habe. Und ich kann sagen: Die Schmerzen und die Schmach habe ich gut verarbeitet.

JOACHIM FEST,
ein konservativer Intellektueller,
einer der bekanntesten
deutschen Publizisten.

Geboren 1926 in Berlin-Karlshorst.
Sein Vater, ein Volksschulrektor
und erklärter Gegner der Nazis,
wird 1933 vom Dienst suspendiert.

Mit vierzehn wird Joachim
mit einer Hitlerkarikatur erwischt,
er fliegt von der Schule und
kommt ins Internat.

1943 ist er bereit, Soldat zu werden.



Joachim Fest

Befreit durch Bücher

Ich stamme aus Berlin. Mein Vater war Abgeordneter und einer der Führer des Reichsbanners, einer militanten Vereinigung zum Schutz der Republik – sowohl gegen die Nazis als auch gegen den Rotfrontkämpferbund. Während des Dritten Reichs hatte er, der Schulrektor, Berufsverbot. Das hat natürlich dazu geführt, dass unsere Familie mit den Nazis nicht das Geringste im Sinn hatte.

Mein Vater verbot uns beispielsweise, in die Hitlerjugend einzutreten. Wenn HJ-Führer kamen, um uns zum Dienst zu holen, warf er sie achtkantig zum Haus hinaus. Meine Eltern hielten es irgendwann für zweckmässig, uns aus Berlin wegzubringen. Meine beiden Brüder und ich kamen in ein Internat nach Freiburg im Breisgau.

Anfang 1943 gerieten mein Vater und ich in Konflikt. Ich hatte mich, wie fast alle meiner Klassenkameraden, freiwillig gemeldet und zwar zur Luftwaffe, um der Einberufung zur SS zu entgehen. Wenn man über einsachtzig gross war und als Typus nicht gerade von der Levante zu stammen schien, war der Weg gewissermassen vorgezeichnet, nämlich bei der Waffen-SS. Um dem zu entrinnen, haben wir uns freiwillig gemeldet, und das hat auch funktioniert. Mein Vater aber fand: Zu diesem verbrecherischen Hitlerkrieg meldet man sich nicht freiwillig. Ich bin froh, dass ich mich damals durchbesetzt habe. Er hat

das später zähneknirschend eingesehen, aber so ganz recht ist es ihm nie gewesen.

Ich wurde, wie alle Schüler meines Jahrgangs, erst mal zur Flak einberufen, war also einer der sogenannten Flakhelfer. Danach kam ich zum Arbeitsdienst nach Tirol, und anschliessend wurde ich zur Luftwaffe eingezogen, zu der ich mich ja gemeldet hatte. Doch meine Luftwaffeneinheit wurde knapp einen Monat später geschlossen und einer Einheit von Sturmpionieren überstellt.

Ob Luftwaffe oder Sturmpioniere – mir blieb erspart, zur SS einberufen zu werden, und das empfand ich als grossen Gewinn.

Ich wurde dann am Niederrhein eingesetzt. In der Gegend von Wesel sollten wir den Rhein gegen den Vormarsch der Engländer verteidigen. Ich erinnere mich noch, wie wir durch das total zerstörte Köln kamen und eigentlich nur über Trümmerhaufen marschierten. Aber der Dom stand, ragte aus all dem heraus, in einer ungeheuer pathetischen Einsamkeit. Ein unvergesslicher Eindruck. Es war Nacht, als wir da vorbeimarschierten.

Wir kamen nach Remagen. Dort hatten die Amerikaner, weil die Brücke nicht zerstört worden war, einen Brückenkopf gebildet, und den sollten wir möglichst vernichten. Der Befehl lautete, zunächst mal zu erkunden, wo die amerikanische Kampflinie verläuft, und sich dort einzugraben, in Ein- oder Zweimann-Löcher.

Zu meinem Unglück wurde ich mit dem Feldwebel, mit dem ich die ganze Zeit vorher im Konflikt gelegen hatte,

in ein Zweimann-Loch gesteckt, das war keine sehr gute Nachbarschaft. Am frühen Morgen sagte er: «Gefreiter Fest, gucken Sie mal raus, ob, Sie schon irgendeinen Amerikaner sehen!» Ich sagte: «Herr Feldwebel, ich habe gerade die erste Büchse von meiner eisernen Ration aufgemacht, ich möchte jetzt erst essen. In fünf Minuten bin ich so weit, dann kann ich da rausschauen.» Er jammerte, alles müsse man in dieser Scheiss-Einheit, wo es keine Disziplin mehr gebe, alleine machen, und streckte den Kopf aus dem Loch raus. Nach vielleicht zwanzig Sekunden fragte ich: «Herr Feldwebel, wie sieht es aus?» Er sagte nichts. «He, Herr Feldwebel, was ist denn, Sie sind ja plötzlich so schweigsam?» Er sagte noch immer nichts und begann herunterzurutschen, direkt neben mich. Als Kopf und Stahlhelm unten waren, sah ich im Helm ein kleines Loch, das ihm irgendein Scharfschütze der Amerikaner, der vielleicht achtzig oder hundert Meter entfernt in den Bäumen sass, beigebracht hatte. Gehört hatte ich davon nichts in dem allgemeinen Schlachtenlärm. Der Feldwebel war auf der Stelle tot.

Ich kroch kurz danach zurück in den Wald, der unmittelbar hinter diesem Zweimann-Loch begann, rutschte einen kleinen Abhang hinunter, gelangte in einen Unterstand und ass dort meine eiserne Ration zu Ende.

Als ich weiterging, lief ich einem Amerikaner mit schussbereiter Maschinenpistole direkt in die Arme. Der nahm mich sofort gefangen und führte mich zu einem jungen Leutnant, zwecks Verhör. Militärtechnische Fragen stellte der, über die Offiziere, die uns geführt hatten, wel-

che Einheit das war, solche Sachen wollte der wissen.

Dann nahm er sich meine Kartentasche vor. Ich hatte einige Bücher darin, ein kleines Zitatenheftchen von Schopenhauer, ein paar Hölderlingedichte, auch die Gedichte von Goethe. Er sprach perfekt Deutsch, nahm ein Buch nach dem anderen, guckte sich den Titel an, warf das alles auf einen Dreckhaufen in der Ecke. Bajonette lagen da, Gasmasken und Schutt. Als er die Goethe-Gedichte auch dahin warf, sagte ich: «Können Sie mir das nicht lassen? Warum werfen Sie das weg?» Da sagte er, was mich damals tief getroffen hat: «Ihr Nazibengels werdet euch daran gewöhnen müssen, dass ihr überhaupt nichts mehr zu fordern habt, nicht mal mehr irgendwas zu bitten. Jetzt wird hier von uns bestimmt und wir machen, was wir für richtig halten!»

Ich habe mich in diesem Moment ganz sicher nicht befreit gefühlt, als dieser Amerikaner mir die Bücher wegnahm, an denen mir sehr viel lag. Ich dachte, ich komme aus der einen Scheusslichkeit gleich wieder in die nächste, es ändert sich nichts. An diesem Tag war ich in sehr pessimistischer, fast depressiver Stimmung. Nicht weil ich besiegt war – ich war ja froh, dass der Krieg für mich zu Ende war –, sondern weil die erste Begegnung mit den Amerikanern sich als so enttäuschend herausgestellt hatte.

Von Unkel, wo ich gefangengenommen worden war, kamen wir noch in der Nacht hinüber nach Remagen und wurden dort in einer Schule einquartiert. Die deutsche Artillerie, die sich während der ganzen Zeit nicht gemeldet hatte, fing nun plötzlich an zu schiessen, wollte vielleicht

die Brücke noch zerstören, die ganz in der Nähe dieser Schule lag. Aber nicht die Brücke wurde getroffen, sondern die Schule, die mit einigen Hundert deutschen Kriegsgefangenen belegt war. Da brach eine entsetzliche Panik aus. Wir stürzten Hals über Kopf die Treppen hinunter und drängten zum Ausgang. Dort standen aber etwa dreissig amerikanische Soldaten mit entsicherten Maschinenpistolen und schrien: «Keinen Schritt weiter, sonst wird geschossen!»

Die sagten das nicht nur, sie demonstrierten es sogleich, schossen in die Luft und vor unsere Füsse. Einen Meter vor uns spritzte der Sand vom Schulhof hoch. Wir wussten, dass sie es ernst meinten, hatten also gar keine andere Wahl, als einfach stehen zu bleiben und den Feuerüberfall der deutschen Artillerie abzuwarten.

Am nächsten Tag wurde ich nach Frankreich verfrachtet, ins berühmte Massenlager von Attichy. Ich glaube, da waren damals, Mitte März 1945, vier- oder fünfhunderttausend deutsche Kriegsgefangene untergebracht. Es war eine ziemlich deprimierende Zeit – sie dauerte etwa zehn bis zwölf Tage –, weil man völlig sinnlos herumlag, herumwartete und herumlief, absolut nichts zu tun hatte. Und weil in diesem Lager, wie in anderen auch, eine Nazi-Mafia am Werke war. Wenn einer sich «defätistisch» äusserte, dann nahmen sie ihn, überwältigten ihn und warfen ihn in eine der Jauchegruben. Aus diesen Jauchegruben, die drei bis vier Meter tief waren, kam man nicht mehr heraus.

Alle waren froh, als sie der Hölle von Attichy, so wurde das genannt, dann entronnen waren.

Ich kam in ein relativ kleines Kriegsgefangenenlager mit zehntausend Leuten, in die Gegend von Nantes, und dort habe ich das eigentliche Kriegsende erlebt.

Es war Anfang Mai, vielleicht sogar schon der 10. Mai: Ich ging die Lagerstrasse hinunter und sah eine grosse Ansammlung von Menschen, die sehr leidenschaftlich miteinander diskutierten. Als ich dazukam, machte ich sehr schnell zwei Parteien aus. Die einen sagten: «Gott sei Dank, dass der Krieg zu Ende ist!», die anderen: «Ach, du bist wohl zufrieden darüber, dass wir den Krieg verloren haben?» Es war ein heftiges Hin und Her mit zum Teil völlig unsinnigen Argumenten, in einer sehr aufgeladenen Atmosphäre.

Mit einem Mal kam jemand die Strasse heruntergeschlendert, im Feldmantel, stellte sich dazu, hörte vielleicht zwanzig Sekunden hin und brüllte dann hinein in diese Menge: «Ihr seid alle total verrückt geworden, die einen wie die anderen. Der Krieg war vom ersten Tag an nicht zu gewinnen. Habt ihr euch das nie klargemacht? Deutschland gegen die ganze Welt, das konnte doch nicht gutgehen! Dass dieser verbrecherische Unfug jetzt zu Ende ist, das ist doch für uns alle ein Segen!»

Es waren wohl weniger die Argumente, sondern eher die persönliche Autorität, mit der dieser Mann auftrat. Jedenfalls war das Gerangel dieser zwei- bis dreihundert Leute plötzlich beendet. Der Mann war nur ein Gefreiter, ich habe ihn am nächsten Tag auf der Lagerstrasse getroffen und ihm gesagt, dass mir sein couragiertes Auftreten sehr imponiert habe. Es stellte sich heraus, dass er ein Maler aus dem Ruhrgebiet war.

Sehr bald fing er an, amerikanische Offiziere und deren Freundinnen oder Frauen zu malen. Wochen oder Monate später bat er mich in sein Zelt, um mich zu porträtieren. Dieses Bild ist das einzige, das die vielen Umzüge und Fährnisse der vergangenen Jahrzehnte überdauert hat.

Resümierend betrachtet, hat sich für mich im Kriegsgefangenenlager kein Gefühl der Befreiung eingestellt. Auch nicht, als ich im Dezember 1947 entlassen wurde und nach Freiburg zurückging und noch mal die Schulbank drückte, um im Juni des folgenden Jahres Abitur zu machen. Das Gefühl der Befreiung stellte sich erst ein, als ich meinen Buchhändler kennenlernte, den damals in Freiburg legendären Fritz Werner, der mir Bücher zugänglich machte, an die ich zuvor nie gekommen war.

Ich las *Licht im August* von Faulkner, dann Hemingways *In einem anderen Land,* die Werke von Sartre und Camus. Grossen Eindruck machte auf mich *Das Schweigen des Meeres* von Vercors, ganz wichtig war auch *Doktor Faustus* von Thomas Mann. Alles Bücher, die man damals eigentlich immer noch nicht bekam. Fritz Werner hat oft zu mir gesagt: «Das Buch habe ich nicht auf Lager, auch nicht in meinem Geheimtresor, aber ich gebe Ihnen mal mein Exemplar, dann können Sie es lesen.»

Als die Welt sich für mich plötzlich zu weiten begann, durch diese Art Literatur, da fühlte ich mich befreit.

GOTTHILF FISCHER,

Chorleiter und Volksmusiker.
Er gibt den Takt vor, Tausende singen.
Die «Fischer-Chöre» haben ihn berühmt gemacht.

In einem schwäbischen Dorf wird er 1928 geboren. Seine Liebe zum Singen wird durch das Musizieren zu Hause, durch den Vater, geweckt.

Sportlehrer soll er werden, aber die Musik ist ihm wichtiger als nationalsozialistische Körperertüchtigung. Mitten im Krieg gründet er seinen ersten Chor, als Fünfzehnjähriger.

Stolzer HJ-Führer wird er dennoch.
Mit seinen Internatskameraden kämpft er 1945 in Berlin.

Gotthilf Fischer

Glory, Glory, Hallelujah

Bei Kriegsende war ich siebzehn Jahre alt. Vorher besuchte ich acht Jahre lang die Volksschule, bis ich vierzehn war. Dann wurde ich zur Lehrerbildungsanstalt geschickt, ich wusste gar nicht, was das ist. Dort wehte natürlich ein anderer Wind. Es folgte die nationalpolitische Schule. Ich wusste auch nicht, was das sein sollte. Es bedeutete: harter Sport, wenig zu essen und Wehrertüchtigung. Die Fächer, die mich eigentlich interessierten, Singen und Musik, wurden ganz klein geschrieben. Dann kamen Mathe und Englisch. Ich wunderte mich, Englisch war für die «Herren» eine ganz wichtige Sprache. Sie sagten, wer weiss, vielleicht brauchst du es einmal. Die dachten sicherlich weiter, vielleicht wollten sie mit uns England erobern.

Als der Krieg für mich begann, war ich knapp sechzehn Jahre alt. Wir mussten an den Westwall und da die Gräben ausheben, damit man den Feind aufhalten konnte, wenn er kam.

Als wir in Iffezheim in einer Kneipe übernachteten, passierte eine verrückte Sache: Ich entdeckte dort einen Notenschrank und fand darin ein Lied, da hiess es: «Es grünen die Reben, es brauset der Rhein.» Weil wir auch ein bisschen Langeweile hatten, studierte ich das Stück mit meinen Freunden ein. Plötzlich kam der Professor und fragte: «Was macht ihr da, zeigt mal her!» Der Text war von Ra-

ban Sylvius, einem Juden. «Weisst du nicht, dass man von einem Juden nichts singt?!» Woher sollte ich das wissen. Es gab einen strengen Verweis für mich. «Das ist ein Jude, von dem singt man kein Lied» – das habe ich nicht verstanden. Die Musik und der Text waren toll.

So bin ich immer wieder reingefallen. Mendelssohn Bartholdy haben wir gesungen, das wurde auch sofort verboten. Ich begriff gar nicht, was sie mit den Juden hatten. Wir wussten ja auch nicht, was sie mit ihnen anstellten.

So haben sie uns gedrillt. Wenn einer zu uns gesagt hätte, «Geh hin und leg den um!», hätten wir das gemacht. So waren wir erzogen: hitlertreu. Für ein Ritterkreuz hätten wir unser Leben gegeben. Das Grösste für uns war der Appell, da hat man Führersprüche losgetrommelt. Und dann der Sport – für mich war die Sporthochschule Köln vorgesehen. Sport galt als besonders wichtig, als Wehrertüchtigung. Aber durch den Krieg hatte ich keine Chance mehr, dort hinzukommen.

Man darf nicht vergessen, wir reden jetzt erwachsen daher, mit der riesigen Erfahrung vieler Jahre im Rücken. Damals waren wir sechzehn, da haben wir zu jedem, der so ein Hakenkreuz hatte und zwei Sterne trug, aufgeschaut, als ob er der Herrgott wäre. Und gerade solche Brüder haben uns getrimmt und dann gesagt, jetzt schicken wir sie nach Berlin.

In Berlin sollten wir praktisch ohne Waffen gegen Panzer antreten. «Du kriegst eine Panzerfaust oder eine Granate und die trägst du da hin!», so haben sie uns zu Opfern

und Idioten gemacht. Wir waren zweiundvierzig Freunde, Schulkameraden, hatten im Internat zusammengewohnt und sollten damals noch den Krieg gewinnen. Nicht mal lange Hosen hatten wir, nur eine Panzerfaust, die nicht losging, und ein Gewehr, einen Karabiner, aber keine Munition. So fuhren wir nach Berlin und wurden dort ausgeladen. Dann ging's in Richtung russische Panzer – die meisten meiner Freunde sind innerhalb von zehn Minuten gefallen. Wir waren nur vier Buben, die übrigblieben. Mir haben sie damals in die linke Schulter geschossen, Heimatschuss nannte man das. Die Russen warfen uns auf einen Lastwagen – wie wir heimgekommen sind, Richtung Stuttgart mit dem Güterzug, das weiss ich schon gar nicht mehr.

Vorher, wenn ich Urlaub hatte und aus dem Internat zu meinen Eltern kam, erklärte mir mein Vater immer, dass der Krieg verloren sei. Er zeigte mir eine Landkarte: «Schau her, das ist Deutschland und gegen alle drum herum führen wir Krieg. Das kann doch nicht gutgehen.» Ich dachte, mein Vater sei dumm, weil ich ja in der Schule und im Internat ganz anders erzogen worden war. Später lachte er nur: «Hast' gesehen, so ist das also!» Die Eltern versuchten's bei mir immer wieder. Aber keiner wagte es, sich gegen den Adolf aufzulehnen.

Gott sei Dank hab' ich dann in den letzten Tagen des Krieges mein Heimatdorf, Deizisau bei Stuttgart, erreicht. Man wartete, dass die ganze Sache zu Ende geht – und siehe da, endlich kamen die Amerikaner in mein kleines Dorf. Sie marschierten ein, als wenn sie eine Burg erstürmten. Sechs

Mann parallel, die Karabiner nach vorne gerichtet. Ich dachte, das kann ja heiter werden.

In der Nachbarschaft wusste man, dass ich HJ-Führer und stolz darauf gewesen war. Die Frau Nachbarin sagte: «Wenn ihr einen sucht, da ist der Gotthilf, geht da mal rein.» Als sie kamen, hab' ich mein Klavier aufgemacht und gespielt: «Glory, Glory, Hallelujah» und «Oh when the Saints go marching in». Die haben vielleicht geguckt, dann ihr Gewehr hingestellt, den Helm abgenommen und mitgeklatscht. Sie haben sich gefreut, bedankt und schon waren sie wieder weg.

So habe ich die Amerikaner besiegt. Ich hatte ein gutes Gewissen, habe nie einen umgebracht, nie einem etwas zuleide getan, deshalb hatte ich jetzt auch die Frechheit und den Mut, die Amerikaner singend zu «verjagen».

Dann gab es Ausgangssperre – so hiess das, glaube ich. Keiner durfte nach siebzehn Uhr das Haus verlassen. Alle hielten die Türen geschlossen. Ich dachte, man könnte das Dorf doch ein bisschen musikalisch unterhalten. Ich ging also auf den Dachboden, öffnete ein kleines Fenster und spielte mit der Trompete «Guten Abend, gute Nacht», oder «Ade zur guten Nacht». Alle hörten zu, klatschten und schlossen dann die Fensterläden. Das hab' ich drei Tage hintereinander gemacht. Am Tag nach dem dritten Solo kam eine vornehme Dame zu uns. Meine Mutter sagte: «Jetzt wird mein Gotthilf verhaftet. Der hat nicht befolgt, dass man ruhig sein sollte.» Die Dame fragte, wer der Trompeter sei. Ich musste antreten, stellte mich vor und die Dame schrieb etwas auf. Da dachte auch ich, sie würde

jetzt zu einer Dienststelle gehen, mich anzeigen und ich würde abgeholt. Aber sie bedankte sich nur und ging.

An die Frau habe ich dann nicht mehr gedacht. Aber auf den Tag genau dreissig Jahre später kam ein Nachlassbrief aus Amerika: «Viertausend Dollar für den Trompeter von Deizisau, der mir meine Heimat wiedergegeben hat, durch deutsche Volkslieder.» Die Frau war zehn Jahre vor dem Krieg nach Amerika ausgewandert und hatte ihr Deutschland 1945 völlig zerstört angetroffen, ein paar Tage nur, nachdem wir aufgegeben hatten. Sie war entzückt und begeistert gewesen, dass sie in dieser Situation durch ein Lied ihre Heimat wiedergefunden hatte.

Ich konnte jahrelang nicht begreifen, dass auf der Hochschule gescheite Leute, Lehrer und Professoren, uns so an der Nase herumgeführt hatten. Einer war dabei, der besuchte uns gleich am zweiten Tag nach dem Einmarsch der Amerikaner. Wir sollten ihm unterschreiben, dass er kein Nazi gewesen sei. Von da an hatte ich keinen Respekt mehr vor denen.

Der Krieg war also zu Ende und mein Vater musste bei der Spruchkammer antreten und zugeben, dass er in Nürnberg beim Reichsparteitag gewesen war. «Weil Sie in Nürnberg trompetet haben, mit vielen anderen Musikern, werden Sie mit dreihundert Reichsmark bestraft. Sie haben da, wo der Hitler vorbeikam, Trompete gespielt. Das kostet dreihundert Mark, das ist Ihre Strafe. Verstehen Sie warum?» – «Weiss ich genau: Ich hann de Hitler ins Öhrle trompetet un das koscht dreihundert Mark.» Er war Zimmermann,

Meister – gleich drei Mann hätte der auf einmal packen können. Sie hatten keinen Mut, ihn anzufassen. «Ihr müsst hier andere verhaften!», sagte er, stand auf und wollte gehen. «Sie gehen, wenn wir es sagen!» – «Gottlob geht, wenn er es sagt.» Aufrechten Schrittes ist er rausmarschiert. Er wollte immer nur Musik machen und nicht etwa die Nazis unterstützen – das sind Erinnerungen, die einfach grandios sind.

Damals haben wir schon sehr bald einen Chor gegründet. Wir zogen von Haus zu Haus und sangen, bis die Leute merkten, dass wir Hunger hatten. Da gibt es tausend Geschichten, eine fällt mir noch ein: Ich wusste, dass eine Frau Kuchen gebacken hatte, und wir sagten, da gehen wir hin, mal sehen, ob die uns einlädt. Und sie wusste sofort, warum wir kamen, und lud uns wirklich ein. «Einen halben Kuchen kriegt ihr von mir, mehr nicht, denn ich bekomme morgen Besuch und da muss ich was auf dem Tisch haben.» Wir schnitten den Kuchen durch und assen genau die Hälfte. Dann schnitten wir noch ein schmales Stück ab, und noch eins. Als sie aus der Küche kam, war vom Kuchen nur noch ein winziger Halbmond übrig. So einen Hunger hatten wir.

Ein anderes Mal, bei einem Bauern, haben wir zweiundfünfzig Waffeln gegessen, aus Wasser, Milch und Mehl. Ich wünsche der heutigen Jugend um Gottes willen nicht, dass es noch mal Krieg gibt und dass sie Hunger hat. Aber einmal müsste jeder Hunger haben, damit er so manche Speise schätzen lernt.

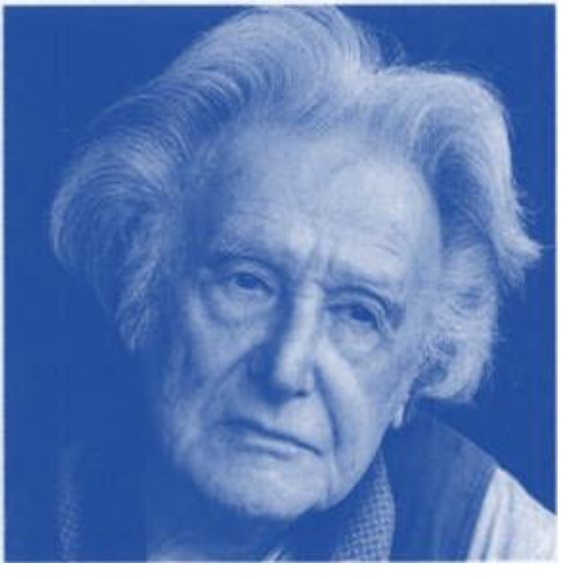
RALPH GIORDANO,

Fernsehjournalist und als Schriftsteller, hat nie aufgegeben, vor Rassismus und rechter Gewalt zu warnen.

Geboren wird «Ralle», wie er als Junge genannt wird, 1923 in Hamburg.
Seine Mutter ist deutsche Jüdin, der Vater Sizilianer.

Als Schüler gerät Giordano in die Hände der Gestapo, wird misshandelt. Sein Lehrer denunziert ihn vor der Klasse als «Halbjuden». 1940 wird er der Schule verwiesen.

Er ist einundzwanzig, als er mit der Familie untertauchen muss.



Ralph Giordano

Im Rattenloch

Unser zentrales Lebensgefühl, spätestens seit der Reichspogromnacht 1938, war die Furcht vor dem jederzeit drohenden Gewalttod. Ich wusste, eines Tages würde der Befehl kommen und meine Mutter würde deportiert werden, oder wir gleich alle zusammen. Also war ich immer auf der Suche nach einem Versteck, das war mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Im Herbst 1944 traf ich Gretel Schulz, eine ehemalige Nachbarin, mit der wir in einem Haus gewohnt hatten, bis wir ausgebombt wurden. Sie war ein Anti-Nazi, durch und durch. Ich traf sie zufällig und sie erklärte mir, wo sie wohnte: In der Alsterdorfer Strasse, im Norden von Hamburg. Ich war froh, dass ich sie wiedergefunden hatte, und besuchte sie. Gretel Schulz war eine Bundesgenossin und deshalb sicher auch bereit, uns bei der Suche nach einem Unterschlupf zu helfen.

Ich ging in der Dunkelheit zu ihr. Ich wusste, das hatte sie mir gleich gesagt, dass es dort auch noch Nachbarn gab, sie waren allesamt ausgebombt und lebten in einer Ruinenlandschaft. Die Leute aus den unteren Etagen hatten sich die Waschkeller ausgebaut, auch Gretel Schulz. Ich klopfte leise bei ihr, es sollte ja keiner merken. Sie machte die Tür auf, ich ging rein und dachte sofort, was ich hier sehe, ist nicht geeignet, um uns zu verstecken: ein Wohnraum, ge-

nauer gesagt ein Wohn- und Schlafraum, zwei kleine andere Räume, eine Nasszelle, kein richtiges Bad, eine Toilette.

Dann, beim Rausgehen aber sah ich, dass es in dieser «Wohnung» eine Kammer gab, die voller Gerümpel war. Und ganz hinten, in der Wand, war ein ziemlich grosses Loch. Ich fragte Gretel: «Was ist dahinter?» Da sagte sie einen sehr symbolischen Satz: «Dahinter ist die Hölle!» Ich fragte: «Darf ich da mal reingucken?» Sie gab mir eine Taschenlampe und ich stieg über das Gerümpel auf das grosse Loch zu, das die Bewohner dieses Hauses bei den schweren Angriffen auf Hamburg im Juli 1943 geschlagen hatten. Sie waren aus ihrem eigenen Haus nicht mehr herausgekommen und wollten versuchen, ins Nachbarhaus zu kommen. Ich leuchtete mit der Taschenlampe hinein. Das Erste, was ich sah, waren Ratten, die in alle Richtungen davonstoben. Ratten und Wasser, etwas Ungastlicheres kann man sich nicht vorstellen. Aber ich wusste: Das ist es, das Versteck, das ich immer gesucht hatte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 war es so weit. Meine Mutter hatte von der Geheimen Staatspolizei den Deportationsbefehl für den kommenden Morgen bekommen. Ab jetzt lebten wir in diesem Verlies. Wenn ich die Situation in zwei Worten zusammenfassen sollte, würde ich sagen: Schweigen und Kälte. Wir, das heisst, mein Vater Alfons Giordano, meine Mutter Lilly Giordano, mein älterer Bruder Egon, mein jüngerer Bruder Rocco und ich.

Die Nachbarn in den Kellern rechts und links durften selbstverständlich nichts merken. Gretel Schulz, unsere

Wirtin, unsere Freundin, unsere Beschützerin, arbeitete von neun Uhr morgens bis achtzehn Uhr abends, war also den ganzen Tag weg. Wir durften keinen Mucks von uns geben, kein Laut durfte nach aussen dringen. Wir hörten die Stimmen der Nachbarn sehr genau. Das Kellerloch war zwar in sich abgeschlossen, aber in dieser Trümmergegend konnte uns jedes Wort verraten.

Es gab zwei besondere Risikofaktoren: Meine Mutter hatte, seit ich mich erinnern kann, einen schweren Herzhusten. Schon in meiner Kindheit stand sie mit blau-rotem Gesicht über den Handstein gebeugt und hustete. Dieser Husten ist ihr ganzes Leben hindurch geblieben und kam in unbestimmten periodischen Abständen wieder.

Die andere Gefahr: Mein jüngerer Bruder Rocco, 1930 geboren und damals also fünfzehn Jahre alt, hatte miterlebt, wie ich am 1. September 1939 zum ersten Mal von der Gestapo verhaftet wurde. Seitdem wachte er nachts häufig auf und begann zu schreien, wenn es dunkel um ihn war. Das hörte auch jetzt nicht auf.

Diese beiden Gefahren bedrohten uns. Darum schliefen mein älterer Bruder Egon und ich nachts niemals gleichzeitig, sondern immer nur einer von uns. Der andere passte auf, damit er im Ernstfall sofort eingreifen konnte. Und es musste mehrere Male eingegriffen werden, vor allem bei meiner Mutter. Sie hielt sich dann immer ein Kissen vors Gesicht, um den Husten zu ersticken, und erstickte dabei fast selber.

Alle vierzehn Tage holte ich Proviant, der für uns versteckt worden war, von einem Bundesgenossen, einem ehemaligen Kommunisten. Wie Gretel Schulz ein Anti-Nazi durch und durch, er kannte unsere Situation und hatte sich bereit erklärt, uns zu versorgen. Es war ein beschwerlicher Weg. Es ging natürlich nur nachts – raus aus dem Versteck, auf die Gleise der S-Bahn beim Bahnhof Ohlsdorf, zwei Stationen: Rübenkamp, Alte Wöhr, und dann durch ein Schrebergartengelände zu einem grossen Stein. Dahinter war der Proviant versteckt. Es bestand immer die Gefahr, entdeckt zu werden, auch von den Nachbarn. Deshalb musste auch der Rückweg bei Dunkelheit geschehen.

Ich erinnere die Ratten. Wir waren in einem Zustand, den ich nur schwer schildern kann. Ich denke, nach ein, anderthalb Monaten hatten wir kaum noch Ähnlichkeit mit Menschen. Ratten merken, wenn ihre Opfer schwach werden, sich nicht mehr wehren können. Dieser Zustand trat Anfang April ’45 ein, nachdem ich zu der Stelle gekommen war, wo sonst immer der Proviant lag – dieses Mal aber nicht. Ich kehrte ohne zurück und wir hatten nichts mehr zu essen, wochenlang waren wir ohne Nahrung. Ich hab’ noch genau in Erinnerung, dass wir den Hunger nicht im Magen spürten, sondern in den Kniekehlen – das ging nicht nur mir so, sondern den anderen auch. Unvergesslich. Wir waren so schwach, dass wir uns nicht mehr wehren konnten. Mein Vater wurde von den Ratten im Gesicht angebissen, ich habe eine grössere Narbe an der Aussenseite des linken Oberschenkels. Wir waren einfach zu

schwach, uns dagegen zu wehren. Nur mit den Händen zu wedeln hat die Biester nicht abgehalten.

Von Gretel Schulz erfuhren wir, dass die Front immer näher rückte. Unser Leben war nun geworden, was man einen Wettlauf zwischen der Endlösung der Judenfrage und dem Endsieg der Alliierten nennen könnte. Am 3. Mai 1945 kam Gretel Schulz in unseren Raum. Wir lagen da wie tot. Sie sagte etwas, was ich nie vergessen werde. Zum ersten Mal, seitdem wir in diesem Loch hausten, sprach sie laut mit ihrer normalen Stimme und sagte: «Die Scheisse hat also ein Ende!»

Hamburg hatte kapituliert. Die 8. Britische Armee marschierte ein. Das hatten wir nicht mehr für möglich gehalten. Wir wagten uns aber noch nicht gleich raus, nach all der Todesfurcht, sondern erst am nächsten Tag, als wir die Panzer des Feldmarschalls Montgomery hörten. Die kamen aus der Innenstadt, vom Hauptbahnhof und waren auf dem Weg zum Flughafen. Durch Zufall fuhren sie durch die Alsterdorfer Strasse. Wir hörten sie dröhnen und da wussten wir: Wir werden befreit! Aber wir waren nicht imstande, unseren Befreiern aufrecht entgegenzugehen. Auch das sind Bilder, von meinem Vater, meiner Mutter, die ich nie vergessen werde. Die Waschküche lag im Souterrain, die Treppen konnten wir nur hochkriechen. Und wir konnten auch den Panzern mit unseren Befreiern, die etwa fünfunddreissig Meter entfernt waren, nur entgegenkriechen.

Ich sehe noch, wie die Kleider meiner Mutter durch die blosse Berührung mit dem Boden zerfielen. Am Strassen-

rand zogen die Panzer an uns vorbei, eine endlose Kolonne. Plötzlich hielt einer an, die Luke wurde geöffnet, ein britischer Soldat guckte raus, starrte uns fünf an, die wir da am Strassenrand lagen. Und auch das werde ich nie vergessen: den Gesichtsausdruck dieses Mannes. Wenn er vorher nicht in Bergen-Belsen oder einem anderen Konzentrationslager gewesen war, dann hatte er einen solchen Anblick, wie wir ihn da boten, noch nicht erlebt.

Jetzt entdeckte ich, was ich vorher nicht hatte sehen können, weil es immer dunkel war in unserem Kellerloch: Meine Mutter Lilly Giordano war mit schwarzen Haaren in das Versteck gegangen, nun waren ihre Haare vollkommen weiss, silbrig-weiss. Mein Bruder Egon hatte braunes Haar gehabt und seine Haare waren zur Hälfte weiss geworden. Als ich das sah, habe ich geweint.

MAX VON DER GRÜN

schrieb Romane und Jugendbücher über die Arbeitswelt, über Land und Leute im Ruhrgebiet.

Fürs Fernsehen verfasste er etliche Drehbücher, aus denen erfolgreiche Filme wurden.

Geboren ist er 1926 in Bayreuth, als Sohn einer Porzellanarbeiterin und eines Schuhmachers mit antifaschistischer Grundhaltung.

1943 muss er, siebzehnjährig, zur Wehrmacht.
Im Jahr darauf gerät er in Gefangenschaft.

Max von der Grün

Der Baumwollpflücker

Mein Vater war im KZ. Er gehörte zur Sekte der Ernsten Bibelforscher, die sich nach dem Krieg Zeugen Jehovas nannten. Von daher war meine Einstellung gegenüber den Nazis damals schon ziemlich kritisch. Ich hatte eine Mutter, die nicht besonders intelligent war, aber sehr klug, lebensklug. Als ich zum Militär eingezogen wurde, sagte sie, ich solle mich zu jedem Sonderkursus anmelden, der mir angeboten würde. Solange ich in Ausbildung sei, müsse ich nicht schiessen und niemand könne auf mich schiessen.

Nach der Grundausbildung und der Ausbildung zum Funker kam ich nach Frankreich in die schöne Stadt Angoulême. Da ging die Funkerausbildung weiter. Man musste ver- und entschlüsseln lernen, das musste schnell gehen. In einem Funkwagen kam ich in die Nähe von Quimper. Die Funkwagen mussten alle Stunde die Position wechseln, denn sie wurden am häufigsten angegriffen, weil sie ja Nachrichtenüberbringer waren.

Dieses Bild wird mir mein Leben lang nicht aus dem Kopf gehen: Ich sass am Funkgerät und hatte die Hörer auf – das ist was anderes, als wenn man noch in Ausbildung ist. Da hat man nämlich nur einen Sender, in der Praxis sind es zwanzig, und der, den man braucht, ist meist der leiseste. Plötzlich wurde hinter mir die Tür aufgerissen. Es war strengstens verboten, während eines Funkvorgangs das Gerät zu verlassen. Ich hörte nur«Hands up!» Da wuss-

te ich, was die Stunde geschlagen hatte. Einer kam auf mich zu. Ich stand das erste Mal in meinem Leben einem Schwarzen gegenüber, etwa ein Meter neunzig gross. «Come out boy, the war ist over for you!» Ich ging raus, mit schlotternden Knien, stand vor ihm, schaute hoch. Er nestelte dauernd an seiner Uniformjacke rum. Und was holte er raus: Eine Tafel Schokolade. Er brach ein paar Rippen ab und gab sie mir. Da dachte ich mir, so schlimm kann es ja nicht werden.

Ich wurde dann auf einem Schiff nach Amerika rübergebracht, in Kriegsgefangenschaft. Oben auf Deck waren auch kanadische Soldaten. Hier hatte ich wieder Glück, die meisten wurden seekrank und konnten nichts essen, ich blieb gesund und konnte deren Portionen mitessen.

Dann geschah etwas, das ich mein Leben lang nicht vergessen habe: Plötzlich herrschte an Bord grosse Aufregung. Unser Schiff fuhr in den Hafen von New York ein. Ich sah nach vielen, vielen Jahren das erste Mal wieder eine erleuchtete Stadt. Das also war das sagenhafte New York. Auf der anderen Seite standen die Pullmanwagen, alle Mann rein und los ging die Reise. Wir wurden gut verpflegt, das heisst, wir bekamen Sandwiches und Tee und unterwegs – der Zug fuhr etwa zweieinhalb Tage – hielten wir immer wieder an. Da mussten dann viele raus und wurden in verschiedene Lager gebracht.

Ich landete in Louisiana auf Farmland und musste mir angewöhnen, dass es «Louisänna» hiess. Als unsere Kolonne sich aufstellte, wurde gefragt, wer Englisch spricht.

Da hab' ich mich gemeldet. Ich dachte natürlich, wenn ich Dolmetscher bin, muss ich nicht immer arbeiten. Dann kam der Farmer, ein Südstaatler, wie man ihn sich vorstellt, und fragte: «Who is the translator?» Er redete auf mich ein. Ich stand nur da und fragte mich, was der wohl redet. Zwischendurch hatte ich zwar ein paar Worte verstanden, aber man muss mal einen Amerikaner in Louisiana sprechen hören! Dann ging er weg und ich drehte mich um. Ich war der Jüngste, vor mir standen dreissig Männer. Einer fragte, was der Farmer gesagt hätte. Aus den paar Worten, die ich verstanden hatte, übersetzte ich, dass da Säcke lägen, und wir müssten auf dem Feld da hundert Pfund Baumwolle pflücken. Ich hatte zufällig das Richtige gesagt.

Mit uns arbeiteten Schwarze – «Nigger» durfte man nicht sagen, es hiess «black people». Einmal nahm mich so ein alter Schwarzer beiseite. Er meinte, ich würde zu wenig trinken, ich würde ja so viel ausschwitzen, und wenn ich nicht tränke, würde ich an Substanz verlieren. Das leuchtete mir ein. Die Felder waren riesig, wir liefen da durch, pflückten die Baumwolle und wussten, dass am Ende eine Tonne mit Eiswasser steht, zum Trinken. Das war wie eine Erlösung.

Eines Tages wurden wir alle zusammengetrommelt, es gab wie immer ein Signal. Bis dreitausend Leute zusammengekommen sind, dauert es. Am Tor stand der Captain. Er hatte seine Pistole abgegeben, trat vor uns hin und sagte nur einen Satz: «The war ist over in Europe!» Dann drehte er sich um und ging wieder. Das bisschen Englisch haben wir alle verstanden.

Dann kam das grosse Fragezeichen. Ich hatte keinen Brief meiner Mutter bekommen und wusste nicht, was mit meinem Vater war. Post erhielten wir erst ab Ende 1945, über das Rote Kreuz.

Die Welt hörte ja nicht auf, sich zu drehen, das Leben ging weiter. Ich war achtzehn Jahre alt und hatte mein Leben vor mir. Ich wollte nach Hause! Wir hingen alle durch wie in einer Hängematte, fragten uns, was passiert jetzt? Der Krieg ist aus, aber was geschieht mit uns? Ich weiss noch, dass es im Lager endlose Diskussionen gab. Da wurden natürlich auch Schauermärchen erfunden, so wie das halt ist, wenn ein paar tausend Männer auf einem Fleck sitzen, wo man keine genauen Informationen bekommt. Wochenlang wurde diskutiert. Viele konnten es nicht glauben, dass der Krieg zu Ende ist, es gab bei den Nazis ja den Begriff «Gräuelmärchen» für eine Realität, die nicht sein durfte.

Dann auf einmal wurde der Seesack gepackt und es ging los. Ich fragte mich, wo ich jetzt hinkommen würde. Eingeschifft wurde in New York, ich landete zusammen mit zwei- bis dreihundert Leuten in Le Havre. Glück muss der Mensch haben! Auch wenn man zuerst mit allem hadert.

In Le Havre arbeiteten wir in drei Schichten in der Telefonvermittlung, immer drei Mann im Wechsel. Wir mussten Verbindungen zwischen Washington und Heidelberg herstellen. Auf Nachtschicht war nicht viel zu tun, aber die musste halt auch besetzt sein. Da kam dann mal ein Gl und fragte, ob ich eine Verbindung nach Chicago herstellen könne, mit seiner Freundin. Ich schaffte es, das war nicht so schwer für mich, dafür gab’s die erste Stange

Zigaretten. Wenn sie mich erwischt hätten, ich weiss nicht, was dann passiert wäre. Die Sache sprach sich natürlich rum. Man müsse um zwei Uhr nachts hingehen, dann wird vermittelt, hiess es.

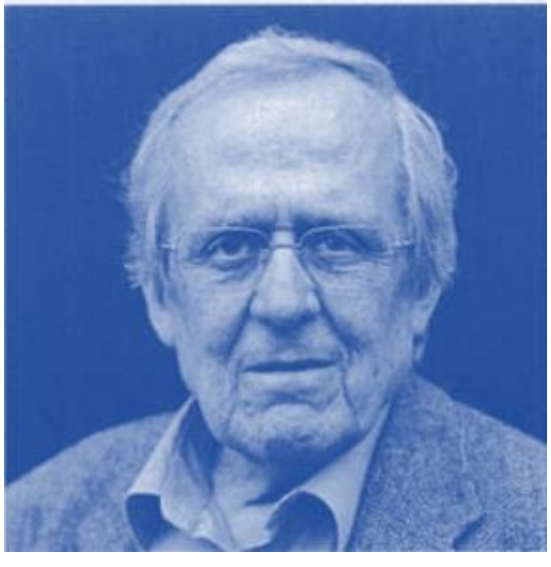
Das waren drei Monate in der Vermittlung. Ich kam mit einem Sack aus Amerika zurück und aus Frankreich dann mit zweien. Der eine war voll mit Zigaretten, damit hatten sie mich bestochen. In Deutschland war das die Währung überhaupt!

DIETER HILDEBRANDT

ahnt als junger Mann noch nicht, dass er einmal der Grossmeister des politischen Kabaretts sein wird.

Er stammt aus Bunzlau in Schlesien.
Zu Hause wird er deutsch-national erzogen, seine Eltern treten beide in die NSDAP ein.

Als Knirps, noch nicht einmal zehn Jahre alt, beginnt seine «Karriere» in den Jugendorganisationen der Nazis.



Dieter Hildebrandt

Den Führer entsetzen

Man nennt uns die Generation der Flakhelfer, die «Siebenundzwanziger», mit leicht spöttischem Unterton. Der Spott hat sich vermutlich an der allzu häufigen Erwähnung unseres Jahrgangs entzündet. Oder vielleicht auch an der Fülle der politisch Prominenten, die 1927 geboren wurden. Aber was kann Grass für Genscher? Und ich kann nichts für den gegenwärtigen Papst.

Auch können wir nichts dafür, dass wir automatisch der Hitlerjugend zugeordnet wurden, ab vierzehn. Vorher, vom zehnten Lebensjahr an, waren wir Pimpfe. Hitlers tolle Jugend, die, früh uniformiert, kommandiert und diszipliniert, für den Heldentod präpariert wurde. Vorbild für die Erzieher des Dritten Reichs war ja die spartanische Jugend, die in ganz jungen Jahren schon den Eltern entfremdet wurde und die unüberwindlichste Armee der Welt werden sollte. Auch sie scheiterte. Genau wie wir, die wir eben nicht so geworden sind, wie man uns haben wollte: hart wie Kruppstahl, flink wie die Windhunde und zäh wie Leder.

Als ich Soldat wurde, im Jahre 1944, war ich knieweich, halbverhungert und flink nur bei der Brotausgabe.

Als wir zum letzten Gefecht antraten, können wir keinen angsteinflössenden Eindruck gemacht haben. Eigentlich sahen wir komisch aus. Die Stahlhelme waren viel zu gross

für unsere Kindsköpfe, die Uniformen passten nicht und tapfer sahen wir gewiss auch nicht aus. Aber dennoch wurden wir geschliffen, gejagt, in den Dreck getaucht, als sollten wir eine Elitetruppe werden.

In Görlitz sassen wir, Görlitz in Schlesien. An der Neisse. Und der Russe – wir sagten «der Iwan» – kam immer näher. Von Görlitz nach Bunzlau in Niederschlesien waren es dreiundvierzig Kilometer. Bunzlau war meine Heimatstadt. Dort, sagte der Oberleutnant, stehen sie jetzt schon. Die Russen.

In der Nacht wurde scharfe Munition ausgegeben. Um drei Uhr traten wir an. Es ging los.

In Hennersdorf, jenseits der Neisse, gruben wir uns ein. Wir versuchten es jedenfalls. Der Winter war hart im Februar 1945. Der Acker auch. 23 Grad minus. Die Unteroffiziere brüllten, trieben uns an, dazwischen hörten wir Geschützdonner. Der Iwan liess auf sich warten. Er wurde in Bunzlau durch die tapfere Gegenwehr der Deutschen Wehrmacht aufgehalten, hiess es.

Eines Tages, um etwa sechs Uhr morgens, geschah etwas Unerwartetes. Es war noch nachtdunkel, aber wir mussten Löcher Löcher sein lassen, antreten und abmarschieren. Nicht etwa zur Front, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Was war geschehen?

Viel später erst haben wir es erfahren. Nämlich, dass Hitler, der in seinem Berliner Bunker festsass, entschieden hatte, sich befreien zu lassen. In Sachsen sollte sich eine Armee sammeln und mit kühnem Angriffsgeist den Führer entsetzen. Der kommandierende General hiess Wenck und sein Hauptquartier war in Sachsen.

Dorthin marschierten wir nun. In Eilmärschen, eine andere Möglichkeit gab es nicht mehr. Die Bahngleise waren zerstört, Lastkraftwagen nicht aufzutreiben. Nach einer Woche trafen sich die Reste der Deutschen Wehrmacht um Leipzig herum.

Diese Armee bestand aus drei Divisionen. Eine Division bestand aus verwundeten Unteroffizieren, Feldwebeln, Obergefreiten, die von flotten Offizieren aus den Lazaretten herausgeholt worden waren. Manche der wieder Fronttauglichen hatten nur noch einen Arm oder eine Hand, alle sahen sie verzweifelt und verstört aus. Eine andere Division war aus Sechzehnjährigen zusammengesetzt, aus Arbeitsdienstleuten, die noch an keiner Waffe ausgebildet waren. Und unsere Division bestand aus siebzehnjährigen Reserveoffiziersanwärtern. Auf uns setzte man, weil wir bereits fünf Monate Ausbildung hinter uns hatten und einigermassen gut zu Fuss zu sein schienen. Der erste Einsatz war an irgendeinem Tag Ende Februar in Sandersdorf bei Bitterfeld. Die amerikanische Armee lag vor uns.

Mein erster Einsatztag war ein ziemlicher Einbruch. Für einen Siebzehnjährigen sehr viel. Zu viel. Wir standen da, vor mir ein Kamerad, mit dem ich gerade noch gesprochen hatte. Der fiel um und war tot. Er hatte ein rundes Loch in der Stirn. Dann fielen noch zwei um, aber niemand sagte: «Geh da weg, da schiesst einer!» Ich war Melder, das war ein ganz blöder Job, weil man als Melder aufstehen und laufen musste und die anderen liegen blieben.

Krieg war für uns ganz normal, gehörte zu unserem Denkrepertoire: Wir waren im Krieg, wir mussten den

Krieg gewinnen, etwa so, dachten wir. Aber nun war er da und das war eine ganz andere Geschichte. Plötzlich pfiffen die Kugeln um einen herum. Als ich mich hinlegte, begriff ich, dass man auf mich geschossen hatte. Da kam etwas auf in mir, das verstehe ich heute immer noch nicht: Zorn. Ich war böse, ich hatte keine Angst, ich war richtig böse, dass jemand auf mich geschossen hatte. Wie kommt der Mensch dazu, dachte ich. Ohne zu denken, das ist ja Krieg, so ist das nun mal.

Wir lagen da, in Löchern. Ich lag mit einem anderen in einem Loch, das wir uns beide gegraben hatten, auf einem Feld. Die Amerikaner schossen mit Geschützen auf uns. Links und rechts und vorne und hinten schlugen Granaten ein. Da kam ein für meine Jugend viel zu früher Fatalismus auf. Mein Kamerad neben mir war kreideweiss und hatte Todesangst, mit Recht. Ich aber war Fatalist geworden und sagte: «Ach, sei doch froh. Wenn's ein Volltreffer ist, kann nichts passieren. Hauptsache, kein Arm oder Bein ab.» Ich weiss nicht, was dieser Fatalismus in so jungen Jahren bedeutete. Nachher stellte ich fest, es war ein Schock. Ein Kriegsschock. Und der löste sich überhaupt nicht.

Dann marschierten wir in Richtung Russen. Das Komische war, dass die Amerikaner in der Nacht plötzlich zugemacht hatten. Es herrschte eine Totenstille. Und ich dachte, der Krieg ist aus. Es jubelte in mir, bis plötzlich jemand sagte: «Einsteigen in diesen LKW!» Wir fuhren eine Stunde und schon wurde wieder geschossen. Nun waren es die Russen. Da merkte man, wie eng die Feinde uns in der Mitte hatten. Und wir sollten noch Richtung Pots-

dam, um den Führer zu befreien. Inzwischen aber hatte sich, wie ich jetzt weiss, General Wenck entschlossen, diesen Führerbefehl nicht zu erfüllen, sondern für die 9. Armee ein Loch zu bilden. Bei Beelitz, kurz vor Berlin. Und die 9. Armee kam raus. Ich sah Soldaten, Feldwebel – mit EK1 und Ritterkreuz –, die ihre Maschinenpistole an einem Baum abstellten und einfach zur Elbe gingen. Niemand hielt sie auf. Und wenn ein SS-Mann gesagt hätte, dass er sie erschiesst, hätten die Soldaten gesagt: «Mach doch!» Sie alle waren wahnsinnig müde, kriegsmüde, ahnten, es wird bald zu Ende sein.

Wir, die Jungen, mussten jetzt den Brückenkopf bilden, damit die Alten, die 9. Armee, unbeschadet über die Elbe kam. Wieder wurde auf uns geschossen. Und da passierte etwas ganz Merkwürdiges, das dieses Militär genau karikiert. Wir lagen da, die Russen schossen auf uns, wir hatten den Kopf unten, und plötzlich sagte einer: «Hitler ist tot.» Und ein anderer: «Soll er doch!» Keiner hat sich gerührt, wir waren alle der Meinung, soll er doch.

Irgendjemand sagte dann, jetzt müsse man wieder anders grüssen. Es sei vorgesehen, dass wir das andere Grüssen wieder lernen, das per Handschlag. Man hat wirklich versucht, uns das beizubringen.

Die Russen kamen näher, trieben uns bis zur Elbe. Und ich wurde krank, 39,6 Grad Fieber, nahm kaum noch etwas zur Kenntnis und hatte das Gefühl, ich würde wohl nicht überleben. Ich wusste nur, wir müssen über die Elbe, dürfen nicht bei den Russen bleiben. Natürlich gab’s Gerüchte:

Was passierte mit denen, die zu den Russen übergelaufen waren? Ob der Iwan sie genommen hatte? Ob er sie in Gefangenschaft geschickt hatte? Später hat man erfahren, dass sie selten wiedergekommen sind.

Instinktiv wollte ich über die Elbe rüber, dahin, wo die Amerikaner waren. Die hatten einen guten Ruf bei uns. Man wusste, bei denen passiert einem nicht viel. Ausserdem haben wir gedacht: Wir sind ja jung, die werden Mitleid mit uns haben. Mein Leutnant sagte zu mir, mit meinen 39,6 Grad Fieber: «Hau ab, geh früher rüber! Schau aber zu, dass du nicht einer SS-Streife in die Hände fällst. Die erschiessen dich. Geh in den Wald.» Damit hat er mir das Leben gerettet.

Ich lief durch den Wald und schlief in einer Scheune. Dort war noch einer, mit dem bin ich dann bis zur Elbe. Irgendwann fuhren russische Panzer an uns vorbei, das haben wir fast nicht zu Kenntnis genommen. Ich sah, wie die Russen Soldaten, unsere Soldaten, aus dem Fluss zogen, von einem Notsteg aus, die Brücke war gesprengt.

Ich dachte, jetzt bleibt mir nur eine Möglichkeit, ich muss in den Fluss. Der war dort bei Tangermünde ganz breit – es war Hochwasser. Ich war nicht sicher, ob ich das schaffe. Es war mir egal. Ich zog mich einfach aus, hatte nur eine weisse Unterhose an und lief los. Ich glaube, ich bin nie so gut geschwommen wie an diesem Tag. Ich bin ein guter Schwimmer, aber so gut geschwommen bin ich nie.

Auf der anderen Seite stand ein amerikanischer Soldat. Der winkte mich in Gefangenschaft und verhalf mir bei ei-

ner Bäuerin zu Kleidern. Aber die gab mir keine Hose, sie war böse, ich weiss nicht warum, ich kriegte nur eine neue weisse Unterhose. Als ich zu einem Sammelplatz kam und meine Kompanie wiedersah, war ich fröhlich. In diesem Moment war der Schock vorbei. Niemand schoss mehr auf mich. Ich kriegte plötzlich ein richtig grosses, schönes Lebensgefühl.

Dieser 8. Mai, um 14 Uhr nachmittags, das war für mich der erste fröhliche Tag nach Jahren. Ich war praktisch Zivilist. Der Krieg war zu Ende, ich war glücklich. Kein Zusammenbruch.

EDGAR HILSENRATH

wird als Romanautor erst in den siebziger Jahren bekannt, aber gleich von den Kritikern hoch gelobt.

Geboren 1926 in Leipzig, wachster in einer bürgerlichen Kaufmannsfamilie auf, gut behütet.

Als einziges jüdisches Kind in der Klasse wird er zur Zielscheibe antisemitischer Angriffe. Der Vater schickt ihn 1938 mit Mutter und Bruder zu den Grosseltern nach Rumänien.
Wenig später brennen in Deutschland die Synagogen.

Das Exil wird für Edgar zur Falle.
Die rumänische Regierung paktiert mit den Nazis.
1941 wird der Fünfzehnjährige deportiert, ins jüdische Ghetto von Moghilev Podolsk.

Edgar Hilsenrath

Auf nach Palästina

Die Stadt war vollkommen zerstört, es gab überhaupt keine Häuser mehr. Wir kampierten in Ruinen, fanden aber dann mit Hilfe eines Bekannten, der mit einem rumänischen Polizeikommandanten befreundet war, eine Unterkunft. Vom Kommandanten bekam mein Bekannter ein Schreiben mit der Erlaubnis, für sich und seine Leute zur Unterbringung eine alte russische Schule zu requirieren. Das war unsere Rettung, denn die Schule hatte immerhin vier stabile Wände, ein Dach und sogar einen Ofen.

Hunderttausende Juden kamen in das Ghetto, bald herrschte ein totales Chaos. Es gab überhaupt nichts zu essen. Die Rumänen liessen keine Nahrungsmittel rein und wir hatten nur zehn Mark mitnehmen dürfen. Die Leute verhungerten, sie starben wie die Fliegen.

Das Ghetto stand unter rumänischer Verwaltung. Die Rumänen machten Jagd auf Juden und deportierten sie weiter nach Osten. Am Anfang nahmen sie nur die Obdachlosen mit. Ich habe das in meinem Roman *Nacht* beschrieben: Die Leute, die kein festes Dach über dem Kopf hatten, wurden zusammengetrieben, dann zum Bahnhof und zum Fluss Bug transportiert. Der Bug bildete die östliche, der Strom Dnjestr die westliche Grenze des rumänischen Verwaltungsgebiets. Auf der anderen Seite vom Bug stand die deutsche SS. Die Rumänen wollten ihre Juden

loswerden und brachten Tausende über den Fluss. Die SS hat sie dann drüben gleich erschossen.

Jede Nacht gab es Razzien, die Leute wurden regelrecht zum Bahnhof gepeitscht. Sie wussten, dass sie umgebracht werden würden, sie heulten und schrien, jede Nacht. Frühmorgens lagen die Toten auf den Strassen, die an Hunger oder an Typhus gestorben waren – ein Bild, das sich mir sehr eingeprägt hat.

Im März 1944 hatte sich die Front verschoben. Die Deutschen und die Rumänen hatten sich zurückgezogen und die Russen waren einmarschiert. Für mich war der Krieg nun zu Ende. Im Frühling ’44, ein Jahr früher!

Die Russen kamen mit Panzern, Last- und Pferdewagen, besetzten die Stadt und zogen dann weiter über den Dnjestr nach Rumänien. Ein paar Wochen später wurde Czernowitz von den Russen befreit, auch unsere kleine Stadt Siret in der Bukowina, wo meine Grosseltern lebten.

Ich beschloss damals, wieder nach Hause, nach Siret, zurückzukehren. Ich ging also zum Fluss und lagerte dort mit einigen Freunden. Als ein russisches Boot mit Soldaten kam, bestachen wir die mit Wodka, und sie brachten uns übers Wasser. Zu Fuss gingen wir bis nach Czernowitz, das waren ungefähr hundertfünfzig Kilometer. Unterwegs schliefen wir bei Bauern. Wir hatten Glück, die Russen haben uns nicht belästigt, für sie waren wir einfach Flüchtlinge, die nach Hause gingen.

In Czernowitz hatte ich eine Tante, bei der ich wohnen

konnte. Eines Morgens um sechs Uhr früh pochte jemand an die Tür. Ich machte auf, da stand ein russischer Soldat und sagte, ich sei verhaftet. Warum weiss ich nicht, ich war damals achtzehn Jahre alt. Ich folgte dem Soldaten zur Kommandantur. Dort waren bereits Hunderte von Leuten, die verhaftet worden waren. Erst später erfuhr ich, dass die Russen einfach Arbeiter brauchten, für die Kohlegruben im Gebiet von Donbass.

Ich war einen ganzen Tag dort in diesem riesigen Saal mit all den anderen. Beim Appell fiel mir ein Mann auf, der David Hilsenrath hiess, genau wie mein Vater. Ich ging zu ihm und sagte: «Sie heissen wie mein Vater.» Da stellte sich heraus, dass er aus Kolomea stammte, wie meine Grossmutter. Er war ein Cousin von mir, konnte gut Russisch und war sofort bereit, mir zu helfen: «Wir werden deine Papiere fälschen, einfach ein bisschen was von der Tinte wegradieren. Wir machen aus der acht eine sechs, dann bist du offiziell sechzehn Jahre alt.» Er machte das mit der Tinte und Tusche sehr geschickt. Dann ging er zum Kommandanten und sagte: «Hier, der Junge ist erst sechzehn. Lassen Sie ihn nach Hause gehen.» So kam ich schnell wieder frei.

Im Herbst ’44 dann ging ich zu Fuss nach Bukarest. Manchmal fuhr ich auch ein Stück auf einem Pferdewagen mit. In Bukarest hatte ich einen Bekannten, der war Führer in der zionistischen Bewegung, Izu Herzig hiess er. Ich ging zu ihm und bat ihn um Hilfe. Er hatte gleich einen Plan: «Pass auf, wir schicken Leute nach Palästina. Wenn du mitfahren willst, bringe ich dich in einem der Transporte unter.» Damit war ich natürlich sofort einverstanden

und wir stellten einen Transport zusammen, der illegal nach Palästina fahren sollte. Wir bekamen Pässe von toten Juden und stellten ganze Familien zusammen, damit das alles glaubwürdiger aussah. So bekamen wir eine neue Mutter, einen neuen Vater und Brüder und Schwestern.

Mit dem Zug fuhren wir über die rumänische Grenze nach Bulgarien. Wir schafften es bis nach Stara Zagora, eine bulgarische Kleinstadt. Dort stoppten uns die Russen, holten uns aus dem Zug und verhafteten uns, weil wir illegal waren. Sie brachten uns in einer Schule unter, die wir aber nicht verlassen durften. Wir wurden zwar interniert, doch die Russen taten uns nichts. Später konnten wir immerhin in die Stadt gehen. Von der jüdischen Gemeinde wurde für uns Geld gesammelt und man brachte uns Essen. Es kamen auch Leute und luden uns zum Essen ein, eigentlich war es nicht schlecht. Und dann kam Ben Gurion sogar persönlich nach Sofia, hat mit den Russen verhandelt und uns da rausgeholt.

Wir durften Weiterreisen, fuhren in die Türkei. Istanbul war 1944 ganz anders als heute, da gab es wenig Autos, meistens sah man Pferdewagen und Fiaker. Die Stadt war wunderschön mit ihren Moscheen. Wir guckten uns Istanbul an und wurden dann mit einer Fähre über den Bosporus geschifft. Auf der anderen Seite wartete die Bagdad-Bahn, mit der wir durch Syrien und Libanon bis nach Palästina fuhren. Im Zug schrieb ich meine ersten Novellen. Die Reise dauerte ziemlich lang, wochenlang. Unterwegs hielten wir immer wieder in irgendwelchen Dörfern.

Eines Tages kamen wir in Palästina an. Es war ein grosser Jubel im Zug, als wir zum ersten Mal das Heilige Land sahen. Die Leute fingen an zu singen, alle waren glücklich. Als wir über die Grenze fuhren, kamen kleine Araber-Jungen und verkauften uns Orangen. Wir hatten kein Geld, aber wir gaben ihnen, was wir hatten, Uhren und irgendwelche anderen Sachen. Ich ass damals meine ersten Orangen nach dem Krieg.

Das Schlimmste für mich aber war, dass ich keine Bücher hatte und vollkommen abgeschnitten war von jeder intellektuellen Beschäftigung. Das war der Grund, weshalb ich nachher Depressionen bekam. Ich hatte auch keine Freunde mehr, keine Mädchen. Ich war immer ein Junge, der sich sehr für Mädchen interessierte. Im Ghetto gab es für mich keine und in Palästina auch nicht. Dort kam ich schliesslich in einen Kibbuz und arbeitete als Landarbeiter.

Ich erinnere mich daran, dass ich im März ’45 noch die letzte Durchhalterede von Goebbels im Radio hörte. Der sagte immer: «Wir werden den Feind zurückschlagen», und, «jeder von uns wird in den Kampf gehen wie in einen Gottesdienst. Wir werden die Feinde zurückdrängen!» Aber ein paar Wochen später war der Krieg doch zu Ende, Deutschland hatte kapituliert.

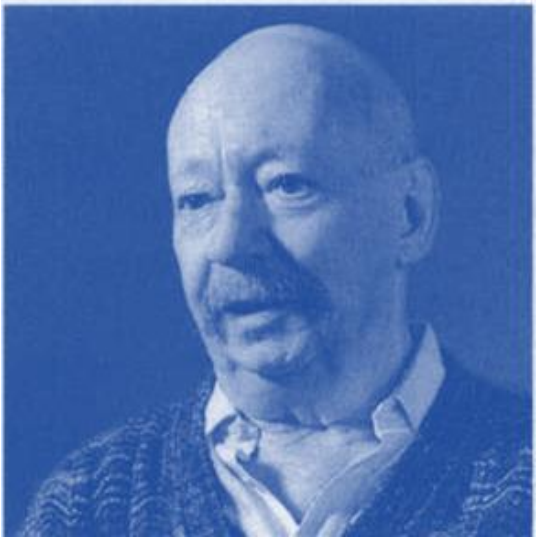
GÜNTER KUNERT

war in der DDR einer der meistgelesenen Schriftsteller, regimekritisch und unangepasst.
1979, nach der Biermann-Ausbürgerung, wechselt auch er in die Bundesrepublik.

Geboren wird er 1929, mitten in Berlin, als Sohn eines Verlagskaufmanns.
Seine jüdische Mutter möchte, dass er Künstler wird.
Aber als «Halbjude» darf er nichtauf die höhere Schule.

Stattdessen macht er eine Lehre in einem Herren-Bekleidungsgeschäft. Bei der Musterung zum Kriegsdienst wird er – nach den NS-Rassegesetzen – als «wehrunwürdig» eingestuft.

Im Frühjahr '45 ist er fünfzehn und mittendrin im Berliner Kriegsalltag.



Günter Kunert

Kellerträume

In der Zeit kurz vor Kriegsende begannen meine Eltern und ich schon aufzuatmen. Im Gegensatz zu anderen hatten wir die Russen ja sehnlichst erwartet. Meine Mutter war Jüdin, mein Vater «Arier» und ich «Mischling ersten Grades», wie es nach den Nürnberger Rassengesetzen hiess. Das machte uns das Leben nicht gerade leicht. Wir hatten immer das Gefühl, auf Messers Schneide zu leben. Man wusste ja nicht, wie lange der Schutz für meine Mutter und mich durch meinen «arischen» Vater anhalten würde.

1944 wurden wir in Kreuzberg ausgebombt und zogen nach Prenzlauer Berg, zu einer Familie, die auch unter die Nürnberger Gesetze fiel. Wir wohnten in einem kleinen Zimmerchen. Meine Eltern schliefen zusammen auf einer Couch, ich auf einem Klappbett. Dort, im Keller dieses Hauses, warteten wir auf das Kriegsende. Es war ein abgesonderter Kellerraum, für «Nichtarier». Das kam uns eigentlich entgegen, da waren wir unter uns und konnten ungestört miteinander reden, ohne dass neugierige Naziohren zuhörten.

Da sassen wir also, hofften und spekulierten schon, was wir unternehmen würden, wenn wir den Krieg überlebten, wie wir dann unser ganzes Dasein gestalten könnten, ohne dass uns jemand daran hindern würde. Das waren unsere Träumereien im Keller, während oben Granaten fielen. Einmal schlief mein Vater sitzend in einem Korbstuhl ein.

Als er aufwachte, strahlte er übers ganze Gesicht und sagte: «Ich habe geträumt, ich war in Amerika. Da kommen wir auch noch hin.» Er ist nicht mehr dahin gekommen, leider.

Eines Tages im April ’45 hörten die Luftangriffe auf. Die Russen hatten Berlin eingekesselt und beschossen nun die Stadt.

Eines unserer Hauptprobleme war die Wasserversorgung. Es gab ja keinen Strom und damit auch kein Wasser. Das hatte natürlich den Vorteil, dass man sich nicht waschen musste, aber man musste ja trinken – wo also Wasser hernehmen? Es gab eine Möglichkeit, die war aber nicht gerade ungefährlich. Man musste vom Keller ins Treppenhaus, hoch bis zum vierten Stock, über den Dachboden zu einem Durchbruch, der zwecks Flucht angelegt war, dann ins nächste Dachgeschoss, so über mehrere Häuser hinweg, schliesslich wieder die Treppe abwärts und raus. Auf der Strasse vor dem letzten Haus stand eine alte Berliner Pumpe, an der früher die Droschkengäule getränkt wurden, ein riesiges gusseisernes Ding, eine Schwengelpumpe.

Zehn Meter hinter der Pumpe war in die Promenade ein Tigerpanzer eingegraben, von dem permanent nach Weissensee rübergeschossen wurde. Und diesen Panzer hatten natürlich die Russen im Visier. Ich rannte also zu der Pumpe – pump, pump, pump, schnell, schnell, halbvoll, dreiviertelvoll – und raste wieder zurück. Dabei verschüttete ich mindestens ein Drittel des kostbaren Wassers, bevor ich japsend, aber glücklich, weil ich noch lebte, wieder den Rückmarsch antrat. Das war ein wahres Todeskommando,

an dieser Pumpe Wasser zu holen, da wurden permanent Leute abgeschossen.

Ich war damals gerade sechzehn geworden, war sehr neugierig und abenteuerlustig. Im Gegensatz zu meinen Eltern und den Menschen in den Nachbarkellern hatte ich kaum Angst. Vielleicht war ich einfach nicht alt genug, um Angst zu haben.

Wenn es eine Pause gab und nicht geschossen wurde, wagte ich mich aus dem Keller auf die Strasse. Die Häuser hatten sich jedes Mal verändert, wenn ich ein oder zwei Tage nicht oben gewesen war. Da fehlten auf einmal Fassadenstücke, da fehlten Balkone, da war plötzlich ein Haus überhaupt nicht mehr vorhanden, das fand ich schon sehr eigenartig.

Einmal, als ich aus dem Keller kam, lag auf dem Pflaster vor unserem Haus ein totes Pferd, vielleicht zehn Meter von mir entfernt. Ich weiss nicht, wie es bei diesem Beschuss dahin gekommen war, wahrscheinlich war es von Granatsplittern getroffen worden. Dann sah ich, wie die Menschen aus den Nebenhäusern auf das Pferd zuliefen, mit Messern in der Hand, und anfingen, auf geradezu atavistische Weise auf den Gaul einzustechen und Riesenstücke herauszuschneiden.

Kurz darauf setzte wieder Beschuss ein. Man hörte Granaten pfeifen, die zunächst nur in der Nachbarstrasse einschlugen, aber man wusste, sie schiessen sich jetzt ein und streuen dann in die anderen Strassen aus. Das war für die «Pferdemetzger» das Signal, sich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen.

Ein anderes totes Pferd sah ich in der Nähe vom Moritz-

platz in einer schmalen Strasse. Aus einem Schutthügel ragte nur der Kopf heraus – mit offenen Augen und weiss gepudert vom Kalkstaub der zerstörten Häuser. Überhaupt, nach Angriffen durch Sprengbomben zog immer weisser Staub durch die Strassen, und alles, auch die Menschen, sah nach kurzer Zeit aus wie mit Mehl bestäubt.

An der Ecke dieser Strasse waren Blechplatten zu einem grösseren Kasten zusammengestellt und mit einer weiteren Blechplatte abgedeckt worden. Eine Frau riss das alles auseinander und wühlte schreiend in Leichenteilen, Händen, Armen, Beinen. Sie suchte ihre Schwester. Ich muss gestehen, das konnte ich nicht ertragen, obwohl ich sicher schon ziemlich abgestumpft war durch all das, was ich gesehen hatte.

Nach vielleicht zehn Tagen – genau weiss ich es nicht mehr, in dieser Finsternis da unten, bei Kerzenlicht und den kurzen Ausflügen hatte ich jedes Zeitgefühl verloren – hiess es auf einmal: «Der Führer ist tot.» Die Nachricht kam aus dem «arischen» Keller nebenan, dort sass ein Mann, der ein Detektorgerät besass, eine Art Radio. Die Ohrhörer auf dem Kopf, fuhr er mit einer Stellschraube auf der Suche nach einem Sender einen Kristall ab.

Kurz darauf erschien der Hauswart: «Wir haben im Heizungskeller ein Feuer gemacht, wer etwas zu verbrennen hat, kann es da tun.» Das war natürlich eine Aufforderung an alle Nazis, nicht nur aus den Brusttaschen ihrer Jacken, sondern auch aus Koffern und Gepäck alles Belastende hervorzukramen und zu verbrennen. Und wir sassen ne-

benan und genossen dieses Schauspiel, das war ein Vergnügen höchsten Grades.

Ich wusste, oben im Haus hielten sich Jungs vom Volkssturm auf. Ich ging hoch, um ihnen zu sagen: «Ihr könnt jetzt verschwinden, Hitler ist tot.» Aber es war niemand mehr da, sie waren alle schon nach Hause gegangen. Ihre Waffen lagen im Flur: Panzerfäuste, Stahlhelme, russische Gewehre und französische Patronen – damit hätten die nie einen Schuss abgeben können.

Draussen war auf einmal Totenstille. Ich lief völlig deckungslos zur Greifswalder Strasse. Da kamen zwei Russen, etwa in meinem Alter, jeder mit einem Fahrrad, aus Richtung Alexanderplatz. An der Ecke standen noch ein paar Volkssturmgreise, einer hatte eine Tarnjacke an. Auf den gingen die beiden gleich zu: «Du Offizier?» «Nein, nein, nein.» «Gitlärrtot, Gitlärrtot, Pistole!» Der Angesprochene gab ihnen seine Pistole und der eine Russe steckte sie in seinen Stiefel. Die anderen Volkssturmmänner hatten jetzt nur noch einen Wunsch: «Tabak, Tabak», und hielten ihre Pfeifen hin. Die beiden russischen Jungs in Uniform gaben ihnen Machorka, russischen Bauerntabak. Wer keine Pfeife hatte, sagte: «Und wie Papier?» Machorka war ein Kraut, das liess sich in den normalen Blättchen aus Seidenpapier gar nicht drehen, man konnte es nur in Zeitungspapier rauchen. Nun verteilten sie auch *Prawda-Petzen* und zeigten uns, wie man eine Tüte dreht: die Zeitung zusammenrollen, am unteren Ende knicken, oben Machorka reinschütten, anzünden, und dann unten an der Tüte saugen. Das habe ich auch gemacht und dachte, mir steckt jemand ein glühendes Eisen in die Lunge. Es

war furchtbar, aber es war besser als gar nichts. Ich habe Machorka geraucht, ich habe Kakaoschalen geraucht, andere Leute haben sogar Pfefferminztee geraucht. Es zog ein schrecklicher Gestank durch die Strassen und Keller.

Drei oder vier Tage später kamen die Panjewagen, mit Pferdchen davor, wie aus einem Roman von Tolstoi. Von diesen Panjewagen gab es erstaunliche Mengen, oben sass oft irgendein Grossvater, mit Vollbart, aber in sowjetischer Uniform. Zwischendurch tauchte mal ein Offizier im schwarzen Filzumhang auf, der ritt auf einem weissen Pferd durch die Strassen und sah aus wie der Kurier des Zaren.

Bald kamen auch Lastwagen. Ich dachte, welches Automuseum haben die nur geplündert? Das waren Modelle von 1921, beladen mit Beutegut. Überall an den Litfasssäulen waren ja längst Plakate angebracht: «Die Bevölkerung hat abzugeben: Radioapparate, Uhren, Fotoapparate.» Alles, was abgegeben wurde, fuhr dann auf diesen Lastwagen gen Russland.

Um uns herum versuchten alle, sich reinzuwaschen. Im arischen Keller unseres Hauses hatte auch ein junges Mädchen gesessen, das vorher auf einer SS-Schule gewesen war. Es lief den Russen entgegen und rief: «Wir sind endlich befreit! Wir sind endlich befreit!»

Die anderen Hausbewohner fingen jetzt an zu erzählen, dass sie einen jüdischen Arzt gehabt, bei Juden gekauft hatten oder sogar mal bei Juden angestellt gewesen waren. Es gab auf einmal gar keinen Nazi mehr, nur Unschuldige.

Mein Vater und ich gingen auf Beutejagd, wir mussten ja was essen. Die Russen öffneten die Lebensmittelgeschäfte, das heisst, sie brachen sie auf. Die Leute stürzten förmlich in diese Läden, dabei wurden manche totgetreten oder erstickten im Sirup, der aus umgestossenen Fässern lief.

Mein Vater kam zurück mit einem Rucksack voller Erbsenbüchsen. Ich sah auf der Strasse einen Mann mit einem riesigen Schweizer Käse, den er wie ein Rad vor sich herrollte. Es war wirklich grotesk, es war wie das Satyrspiel nach der Tragödie.

Dann machte ich mich auf den Weg nach Weissensee, ich wollte sehen, wo die Russen gesessen hatten. In einer Telefonzelle lag ein Volkssturmmann in einer riesigen Blutlache, die Leute gingen völlig unbeteiligt daran vorbei. Ich blieb auch nur einen Moment stehen und ging weiter.

In der Nähe der Frankfurter Allee, wo eine heftige Panzerschlacht stattgefunden hatte, sah ich überall zerschossene oder ausgebrannte Panzer und verbrannte Leichen, die schwarz waren wie Ebenholz und von der Hitze geschrumpft. Sie hatten nichts Menschenähnliches mehr. Im ersten Moment, als ich so eine Brandleiche sah, dachte ich, das ist vielleicht eine Schaufensterpuppe aus einem der Läden. Dass das Tote waren, hab ich zuerst gar nicht begriffen.

Mit den Russen habe ich keine schlechten Erfahrungen gemacht. Es gab eine Situation, die war vielleicht ein bisschen gefährlich, aber aus der bin ich ganz gut wieder rausgekommen. Es hielt mich ein riesiger Russe an, setzte mir die Maschinenpistole auf die Brust und sagte: «Uri, Uri».

Ich zog meine Ärmel hoch, meine Armbanduhr hatte ich ums Fussgelenk geschnallt: «Nix Uri». Da ging er weiter.

Kurz darauf kamen die Amerikaner nach Berlin. Die machten krumme Geschäfte mit den Russen. Als ich zwei amerikanischen Soldaten begegnete, hielt ich denen meine Uhr hin, ich brauchte ja nicht nur Brot, sondern auch Zigaretten. Die guckten, nickten, hielten sie ans Ohr – sie funktionierte. Alles war in Ordnung. Ich bekam tausend Reichsmark, sie drehten sich um und gingen. Ich hatte denselben Weg und folgte ihnen. Da kam ihnen ein Russe entgegen, mit einem Koffer in der Hand, dem boten sie die Uhr an. Er war gleich Feuer und Flamme, sie verlangten dreitausend Mark. Der Russe machte den Koffer auf, der war voller Geld, und gab ihnen ein Bündel Scheine. Die Russen hatten ja die Reichsbank aufgebrochen und wussten gar nicht, wohin mit dem ganzen Geld.

Ich war zutiefst enttäuscht, aber da habe ich gemerkt, was Kapitalismus ist. Handel und Wandel – eine Art Normalität begann zu blühen, wenngleich noch illegal. Es war auch das Zeichen dafür, dass der Krieg zu Ende war.

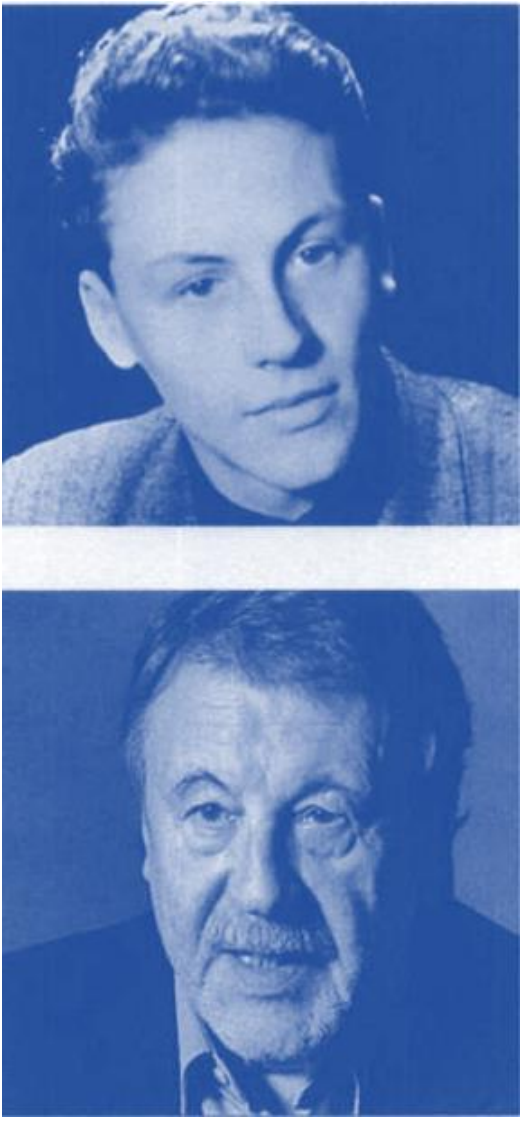
Meine Eltern waren ja Opfer des Faschismus, nun hatten wir Glück und bekamen kurze Zeit später schon eine kleine Anderthalb-Zimmer-Wohnung. Vom sogenannten Bergungsamt, wo Möbel von Verschwundenen und Toten gesammelt wurden, bekamen wir Schrank, Tisch, ein paar Stühle, eine Couch. Und einen Volksempfänger, den installierte ich in der Küche.

Phantastisch war das, ich hörte auf einmal den Big Band Sound von Glenn Miller und schrie: «Kommt mal her, kommt mal her, wir hören Amerika.» Es war der amerikanische Armee-Sender AFN aus Berlin-Dahlem. Das war nun wirklich die Entdeckung einer anderen, einer neuen Welt. Und diese Musik hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, ich mag sie immer noch sehr.

GÜNTER LAMPRECHT,
einer der markantesten Köpfe des deutschen Schauspiels seit den sechziger Jahren. Bis heute berühmt durch die Hauptrolle in der Fassbinder-Verfilmung von Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz.*

In Berlin, im ländlichen Wilmersdorf wird er 1930 geboren. Glücklich verläuft seine Kindheit nicht: Der Vater, ein SA-Mann, erzieht ihn streng im Sinne der Naziideologie.

Nur fünf Jahre kann er zur Volksschule gehen, der Krieg verhindert einen Abschluss. Als Hitlerjunge erlebt er die ganze Grausamkeit des Krieges im «Endkampf» um Berlin.



Günter Lamprecht

«Wojna kapuut»

Wenn man vierzehn Jahre alt war, wurde man von den Pimpfen in die Hitlerjugend übernommen. 1945 – da war ich fünfzehn – wurden wir in Berlin zu Bergungsarbeiten, Löscharbeiten und Sanitätsdiensten eingesetzt. Wir kriegten eine kleine vormilitärische Ausbildung und mussten nach jedem der grossen Luftangriffe zu einer bestimmten Meldestelle laufen, dort wurden wir von unserem «Jungbannführer» eingeteilt. Der schlimmste Angriff, an den ich mich erinnere, war am 3. Februar ’45. Die amerikanischen Bomber kamen gegen Mittag und bombardierten systematisch Berlin-Mitte, meinen Bezirk. Da kamen wir das erste Mal richtig zum Einsatz.

Die Strassen brannten, alles war zertrümmert und wir stolperten über Leichen. Wir sollten aufräumen und helfen, die Verbrannten einzusammeln. Manche waren geschrumpft – der ganze Mensch war zusammengeschrumpft auf eine Grösse von vierzig bis sechzig Zentimetern. Sie wurden auf Lastwagen verladen. Für mich war das einer der schlimmsten Einsätze.

Anfang April haben wir nach einem neuen Bunker gesucht. Meine Mutter und ich waren schon zweimal verschüttet worden und die Bunker in unserer Gegend waren alle zerstört. Wir sind dann in der Kurstrasse untergekommen, im Bunker des Reichsbankgebäudes.

Von der Hitlerjugend aus bekam ich den Befehl, mich für Sanitätsarbeiten bereitzuhalten, ich wurde «Hilfssanitäter». Vorher waren unten im Bunker Lagerräume, jetzt standen da Operationstische. Ich hatte die Aufgabe, mich um Schwerverwundete zu kümmern; ich sollte sie beruhigen und versorgen, bis sie an der Reihe waren und operiert wurden. Da lagen mindestens dreissig Soldaten. Ich weiss noch, dass ich die Ärzte sehr bewundert habe. Ich dachte, die müssen irgendwas genommen haben, denn man kann nicht vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf operieren. Da wurde nicht lange überlegt, immer ganz schnell entschieden: Oberarm ab, Unterarm ab, oder eben nicht.

Ich war einem Sanitäter von der Wehrmacht zugeteilt und habe viele schreckliche Sachen erlebt.

Einmal sass ich bei einem, der hatte einen Bauchschuss. Er verlangte von mir, dass ich ihm Wasser gebe, er wollte trinken. Der Arzt hatte mir aber eingebläut: «Der kriegt auf keinen Fall Wasser!» Der Verletzte schrie fürchterlich, ich blieb bei ihm und dann ist er mir einfach weggestorben. Eine junge Krankenschwester und ich mussten mit einer Trage die Verstorbenen dann in einen Bombentrichter bringen. Das waren manchmal vierzig, fünfzig Tote.

Mit dem Sanitäter bin ich einmal raus zur Wallstrasse. Wir mussten mit der Trage einen sehr schwer verwundeten Soldaten abholen, dem ein Bein zerquetscht war. Um uns herum wurde geschossen und wir mussten mit ihm nun zurück, ungefähr zweihundert Meter, um wieder in den schützenden Bunker zu kommen. Da ist es mir tatsächlich passiert, dass ich vor Angst plötzlich anfing, laut das Va-

terunser zu beten. Der Unteroffizier brüllte mich zusammen, ich solle die Schnauze halten, es wär' schon Krach genug durch die Stalinorgeln.

Ein anderes Mal kümmerte ich mich um einen SS-Mann, der einen hohen Dienstrang gehabt haben muss, vielleicht war er sogar Sturmbannführer. Dem hatten sie beide Beine abgenommen. Er wollte immer, dass ich strammstehe. Obwohl er so verletzt war, hat er mich jedes Mal zusammengeschissen, ich solle gefälligst Haltung annehmen. Dann gab er mir den Auftrag, mich bis zur Petrikirche durchzuschlagen, um seine zwei Flaschen Wein zu holen, die da drüben lagen, teuerster französischer Rotwein, den bräuchte er jetzt.

Ich versuchte aus dem Bunker rauszukommen, hin zu der Stelle, die er mir genannt hatte, aber das ging überhaupt nicht, so enorm war der Beschuss. Ich gab's auf, lief zurück und sagte: «Also, ich komm' da nicht durch.» Da hat der mich wieder zusammengeschissen: «Feiges Schwein», und «schämst du dich denn nicht?» Das hat mich getroffen, ich war völlig verzweifelt und dachte, ich kann mich dafür doch nicht totschiessen lassen, wenn ich tot bin, kriegt er seinen Wein doch auch nicht mehr.

Einen Tag später kam ein Unteroffizier von der Wehrmacht, der mir eine Tasche in die Hand drückte, etwas auf ein Stück Papier skizzierte und mir sagte, wo ich hin müsse. An einer bestimmten Stelle im Bunker sollte ich die Tasche abliefern.

Auf dem Weg dahin traf ich auf Soldaten, die vor einer

Tür standen. Ich solle da lieber nicht durchgehen, warnten sie mich. Einer sagte – das werde ich nie vergessen: «Verpiss dich, Kleiner, geh zu Mami, sonst kneifste noch am letzten Tach den Arsch zu.»

Aber ich war darauf gedrillt worden, dass Befehle ausgeführt werden müssen. Also bin ich doch rein, kam auf einen langen Gang, ging dann drei Etagen runter, war jetzt unterirdisch, lief durch viele Türen, verlassene Räume mit ausgeräumten Regalen und Resten von Fressalien, Büchsen aus Heeresbeständen. Gott sei Dank hatte ich eine Taschenlampe mit, das Deckenlicht war fast immer aus oder flackerte nur ein bisschen.

Dann kam ich in einen Raum, in dem Licht brannte. Da war eine grosse Tafel angerichtet, mit Delikatessen, mit Wein und Schnaps, auf feinen Tischdecken. Um den Tisch herum sassen mindestens sechs Offiziere, hohe Tiere von der Waffen-SS, ich glaube, es waren auch zwei Frauen dabei. Alle hatten einen Kopfschuss, sie hatten sich selbst gerichtet. Für die war der Krieg zu Ende. Eine Schallplatte lief noch, eine merkwürdige Atmosphäre. Ich musste kotzen.

Ich bin dann raus aus dem Raum und war total empört über diese Schweine. Tags zuvor waren noch junge Soldaten an Bäumen gehängt worden, wegen Fahnenflucht. Sie hatten Privatklamotten angezogen und wollten abhauen, wurden aber von der Waffen-SS geschnappt und aufgehängt. Allein bei uns an der Spree-Brücke hingen vier, fünf Landser mit einem Pappschild vor dem Bauch: «Ich bin ein Feigling.»

Das kam mir jetzt hoch und machte mich unglaublich wütend, dass diese feigen Schweine selbst Hand an sich

gelegt hatten. Die hätten ja auch rausgehen und den Heldentod sterben können.

Mit der Aktentasche lief ich weiter bis zur angegebenen Stelle. Da brannte ein grosses Feuer. Zwei Leute von der Waffen-SS sammelten Papiere und Unterlagen und verbrannten sie. Die nahmen mir meine Tasche ab und warfen sie auch ins Feuer. Damit war die Sache erledigt.

Es war der 2. oder der 3. Mai, als morgens russische Offiziere kamen und der Bunker an die Rote Armee übergeben wurde. Nun kamen wir alle raus, ganz langsam und vorsichtig. Wir hatten wohl Angst vorm Frieden.

Draussen passierte gleich etwas ganz Verrücktes. Da stand ein Panzer und obendrauf ein russischer Offizier, der schrie völlig besoffen: «Wojna kapuut, Wojna kapuut.» «Wojna» heisst Krieg im Russischen. Der liess sich da oben volllaufen und brüllte vor Freude, dass der Krieg zu Ende ist.

Wir hatten wochenlang und besonders in den letzten vier, fünf Tagen nur Trommelfeuer erlebt. Es gab keine Pausen mehr, ununterbrochen Bombardements, Artillerieangriffe und dann die Häuserkämpfe. Es war so laut, dass man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte, wenn man draussen war. Und nun plötzlich nichts, nur Totenstille.

Wir liefen nach Hause, meine Schwester Uschi, meine Mutti und ich, in Richtung Michaelkirchplatz, als ich plötzlich ein Piepsen hörte. Ein kleiner Spatz kam aus den Trümmern gehopst, setzte sich auf einen Stein und piepste

weiter. Das hat mich tief berührt, dieser kleine Piepmatz, der das Inferno auch überlebt hatte.

Unser Haus war abgebrannt, da stand nichts mehr. Wir wollten bei meiner Tante in der Melchiorstrasse übernachten, aber ihre Wohnung war leer, man sah überhaupt keine Menschen, die waren alle in andere Bezirke geflohen. Am Abend bekamen wir «Besuch» von fünf Rotarmisten, die meine Schwester vergewaltigen wollten. Wir konnten flüchten.

Berlin-Neukölln war ein Bezirk, der noch intakt war. Dort besetzten wir eine Wohnung, wir mussten ja irgendwo bleiben. Mich zog es aber wieder zurück nach Berlin-Mitte, das war meine Heimat. Jeden Tag bin ich den weiten Weg dahin gelaufen, zur Jannowitzbrücke in der Nähe vom Alexanderplatz, und hab' mich an die Spree gesetzt.

In mir war eine grosse Traurigkeit. Manchmal sass ich nur da und heulte. Es war ja alles kaputt, nichts war mehr vorhanden. Alles, was ich als Kind erlebt und geliebt hatte, war kaputt, zerstört, weg.

Das Schlimmste aber war, dass man nichts mehr zu fressen hatte. Mit der Schere sind wir in die Parkanlagen, haben das Gras abgeschnitten und davon Suppe gekocht. Ständig haben wir überlegt, wo wir Nahrung herkriegen. Manchmal hab' ich «organisiert», so hiess das. Ich hab' zum Beispiel verstorbenen Landsern was aus den Taschen geklaut, die hatten da oft noch Schokolade drin. So konnte ich immer wieder mal etwas für die Familie mitbringen.

Auf dem Rückweg von einem Besuch in Berlin Mitte,

es war schon dunkel, überholte mich ein Lastwagen. Der fuhr nicht viel schneller als Schritttempo und war vollbeladen. Jede Mitfahrgelegenheit wurde natürlich wahrgenommen, ich machte also einen Satz und schon war ich hinten drauf. Die Ladung war von einer Plane bedeckt. Ich guckte drunter und sah viele grosse Eimer, zog einen Deckel hoch und dachte, das ist Butter. Das wäre sensationell gewesen. Aber es war Kunsthonig, ein ganzer Wagen voll mit Kunsthonig. Auch nicht schlecht. Ich reagierte schnell, warf einen Eimer auf die Strasse, dann noch einen – zum Glück wurden sie nur wenig lädiert.

Jetzt musste ich den weiten Weg nach Hause schaffen. Es war schon Sperrstunde, nach 21 Uhr durfte man nicht mehr auf der Strasse sein. Ich musste raus aus dem russischen und rüber in den amerikanischen Sektor, mit zwei schweren Eimern. Wenn die mich erwischt hätten!

Ich hatte Glück, alles ging gut. Ich brachte das Zeug unbeschadet nach Hause. Wir wogen es ab und verpackten es pfundweise. Die Päckchen tauschte ich auf dem schwarzen Markt gegen andere Lebensmittel ein.

In dieser Zeit des Hungers und der Trauer hatte ich die Krätze. Ich war völlig verdreckt, Waschen war kaum möglich. Ich hab' mir überall die Haut aufgekratzt, unter den Haaren, zwischen den Fingern, an den Beinen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und sprang mit einem Satz in den Kanal. Warum auch nicht, als Kinder hatten wir immer da gebadet.

Als ich wieder auftauchte, stiess ich mit dem Kopf ir-

gendwo gegen – es war eine der vielen Wasserleichen. Die Flüsse waren überfüllt mit Leichen gefallener Soldaten oder von Leuten, die sich umgebracht hatten. Das war nun das Widerlichste, was mir passieren konnte. Ich schwamm ganz schnell zurück zur Anlegestelle, kletterte ans Ufer und musste wieder mal kotzen. Viel kam nicht raus, es war ja nicht viel drin.

Die russischen Soldaten waren für mich Schreckgespenster, die nichts anderes im Kopf hatten, als immer «Uri, Uri!» zu brüllen. Die klauten Uhren, wo immer sie welche erwischen konnten. Einer hatte an jedem Arm so etwa zwanzig Armbanduhren. Ich wusste erst gar nicht, was das heissen sollte, «Uri, Uri», dann hab' ich es aber bald kapiert. Es gab ganz schlimme Geschichten: Da wurden zum Beispiel Ringe, die nicht sofort abgingen, mit dem Bajonett runtergeholt.

Direkt gegenüber dem Haus in Neukölln, in dem wir uns einquartiert hatten, war die sowjetische Kommandantur stationiert. Da wurde natürlich jeden Tag gefeiert, gesoffen, Krakowiak getanzt und gesungen, mit viel Musik. Für die Russen war alles wunderbar, ich konnte die Jungs ja verstehen, für die war nun endlich der Krieg zu Ende: «Wojna kapuut, Wojna kapuut.»

Ich hab' von unserem Balkon aus zugeguckt, wie sie feierten und immer besoffen waren. Das war ja in Ordnung, aber auf der Strasse mochte ich ihnen nicht begegnen, weil sie unberechenbar waren. Wenn man noch ein Fahrrad hatte, ist man damit nicht weit gekommen, weil garantiert ein Russe kam und es einem wegnahm. Der fuhr damit weiter und war fröhlich.

WOLFGANG LEONHARD,
der politische Schriftsteller, ist seit Jahrzehnten ein gefragter Russlandexperte.

1921 wird er in Wien geboren. Seine Mutter, eine überzeugte Kommunistin, nennt ihn Wladimir.

Später, in Berlin, wird er begeistertes Mitglied bei den Jungen Pionieren der KPD. Damals ist er zehn.

1935 geht seine Mutter mit ihm ins Exil nach Moskau. Er studiert und wird geschult an der Kaderschmiede der Kommunisten.

Kurz vor Kriegsende kehrt er nach Deutschland zurück – in politischer Mission.

Wolfgang Leonhard

Mit der Gruppe Ulbricht in Berlin

Ich war seit einem Jahr der Rundfunksprecher beim Radiosender «Freies Deutschland» in Moskau, als am 27. April 1945 ein Anruf kam: «Genosse Leonhard, sofort zum Hotel Lux kommen, zum Genossen Ulbricht!» Als ich ankam, standen da Ulbricht und noch acht oder neun andere, von denen ich nur die Hälfte kannte. «Du bist Mitglied der Gruppe Ulbricht. Jetzt bekommst du erst mal Geld, ein Genosse wird dir helfen, damit du noch ein bisschen eingekleidet wirst.» Ulbricht sprach ganz gleichgültig, ohne jegliches Gefühl. «Und am 29. sind wir eingeladen beim Genossen Pieck.»

Das war dann mein letzter Tag in der Sowjetunion, aber das wusste ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Wir sassen bei Wilhelm Pieck und hatten einen gemütlichen Abend. Ich glaube, es war der gemütlichste, den ich in meinen zehn Jahren in der Sowjetunion verbracht habe. Jeder bekam ein Hundert-Gramm-Gläschen mit Wodka. «Auf die zukünftige Arbeit in Deutschland, Genossen», sagte Pieck und alle tranken aus. Dann sagte Ulbricht schnell: «Morgen, sechs Uhr früh, Treffen vor dem Nebeneingang des Hotel Lux!»

An diesem 30. April 1945 standen wir um ungefähr neun Uhr morgens am Moskauer Flughafen: Neun deutsche Kommunisten aus der Sowjetunion, angeführt von Walter Ulbricht. Ich war mit meinen vierundzwanzig Jahren der

Jüngste. Wir wussten nicht, wie lange und wohin wir überhaupt fliegen würden, man bekam ja nichts gesagt. Das Flugzeug startete und plötzlich wurde mir klar: Ich fliege zurück nach Deutschland! Wir flogen etwa zwei, drei Stunden mit einem amerikanischen Flugzeug, einer DC-3, natürlich eine Propellermaschine, Jets gab es ja nicht. Auf einem kleinen, behelfsmässigen Flugplatz, der eher an einen Acker erinnerte, wurde gelandet. Wo wir da waren, sagte man uns nicht. Dreissig Jahre später erfuhr ich, es war in Calau, dem heute polnischen Kalawa. Dort wurden wir abgeholt und in eine wunderschöne Sowjet-Kommandantur gefahren. Alles war festlich erleuchtet und der Kommandant sagte: «Wir wissen die Ehre zu schätzen, die zukünftige deutsche Regierung bei uns bewirten zu dürfen!» Es war atemberaubend. Einer von uns sagte: «Wir sind nicht die deutsche Regierung, wir haben eine politische Aufgabe!» Aber danach glaubten sie erst recht, dass wir die deutsche Regierung seien.

Am nächsten Tag hatte jeder von uns ein Auto. Für mich sehr ungewöhnlich, ein Auto mit sowjetischem Fahrer und sowjetischem Begleitoffizier. So fuhren wir los. Ich war mit meinen vierundzwanzig Jahren schon ein ziemlicher Parteifunktionär, aber auch noch jugendlich unbekümmert und fragte auf Russisch: «Wohin geht's denn?» Der Begleitoffizier guckte mich sehr kritisch an: «Man liebt nicht Fragen unter Stalin!» Wir fuhren über Küstrin zu den Seelower Höhen, wo fünfzehn Tage vorher die letzte grosse Offensive der Sowjetarmee vor Berlin stattgefun-

den hatte. Vieles war zerstört, ab und zu aber sah man jubelnde Fremdarbeiter, die nach Hause zurückkehrten.

Bei den Schlachtfeldern standen überall Losungen wie: «Hier ist das verfluchte Deutschland!», «Glaube keinem Deutschen!» und «Wir verfolgen das faschistische Raubtier bis zur Höhle Berlin». Plötzlich, ungefähr fünfzig Kilometer vor Berlin, änderte sich der Tonfall: «Einen Geschlagenen schlägt man nicht!» und «Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk bleibt!» Das war eine Kehrtwendung, die am 14. April in allen sowjetischen Zeitungen eingeleitet worden war, vom hasserfüllten, antideutschen Standpunkt zur verständnisvollen Unterscheidung zwischen Naziführern und Bevölkerung.

Nach etwa zwei, drei Stunden hielten wir plötzlich in einem kleinen, schmucken Ort: Bruchmühle, fünfunddreissig Kilometer östlich von Berlin, fast unzerstört. Hier war das Zentrum der politischen Hauptverwaltung der sowjetischen Streitkräfte. Ein Offizier zeigte uns ein Haus: «Hier werden Sie wohnen.» Der nächste Tag, der 1. Mai, war schön und sonnig und ich war guten Mutes. Jetzt würden wir einen eigenen Weg gehen, keine Besatzungsmacht sein, sondern die antifaschistischen Kräfte unterstützen.

Doch dann kam eine Frau, die ganz verängstigt war. Sie sollte für Sowjetoffiziere aufräumen und jetzt waren da plötzlich Deutsche, sie wirkte völlig verstört. Ich sprach sie an, und sehr bald sagte sie: «Was wir so alles durchgemacht haben.» Ganz unschuldig fragte ich: «Was haben denn die Nazis hier noch getan?» – «Ich meine nicht die Nazis, ich meine die sowjetischen Truppen. Was wir da er-

lebt haben ...» So erfuhr ich zum ersten Mal von Vergewaltigungen.

Am nächsten Tag fuhren wir nach Berlin. Dort wurden die Mitglieder unserer Gruppe in unterschiedliche Bezirke geschickt. Ich blieb bei der Aufteilung übrig und Ulbricht sagte zu mir: «Wolfgang, du kommst mit mir, wir fahren nach Neukölln.» Es war ein infernalisches Bild. Die zerstörten Häuser, die Ruinen, waren gar nicht mal das Schlimmste. Das Schlimmste war der Rauch, unglaublicher Rauch, man konnte kaum über den Alexanderplatz gehen.

Ich sah überschwemmte U-Bahnschächte und deutsche Soldaten, die vollkommen verwirrt umherliefen, überhaupt nicht mehr verstanden, was nun los war. Dann einige jubelnde Sowjetsoldaten. Und das eindringlichste Bild: die Schlangen vor den Pumpen. Man hatte natürlich kein Wasser, kein Licht, kein Gas, es gab ja nichts. Wasser aber brauchte man unbedingt, die abgehärmten Menschen mussten vor den Pumpen anstehen.

Fast überall hingen weisse Fahnen aus den Fenstern, um zu zeigen: Wir kapitulieren, wir wollen nicht mehr! Und viele trugen weisse Armbinden, ihr persönliches «Ich kapituliere». Manche hatten rote Fahnen. Das wollte man später nicht mehr wahrhaben, aber ich hab's ja nun wirklich erlebt! Viele begrüssten die sowjetischen Truppen – durch deren Einmarsch ist ja der Krieg zu Ende gegangen, das war das Wichtigste.

Wir gehörten zu den wenigen, die von einem Teil Berlins zum anderen fahren konnten. Da sahen wir natürlich

auch häufig Vergewaltigungen – das kann man nicht bestreiten. Sowjetische Soldaten vergewaltigten deutsche Frauen, meist in Kellern, aber auch draussen. Manche Frauen zitterten und schrien, andere waren ganz still. Es gab aber auch Ausnahmen: Wenn eine Frau ein Baby hatte, im Kinderwagen, dann blieben dieselben sowjetischen Soldaten stehen, die vorher noch vergewaltigt hatten, verneigten sich und guckten das Kindchen an. Einen Säugling zu haben war ein ganz wichtiger Schutz damals.

Die Vergewaltigungen waren nicht von oben befohlen, im Gegenteil, es wurde alles getan, um sie zu verhindern, aber leider zu spät. Ich habe es erlebt, wie politische Offiziere mit erhobenen Pistolen die Vergewaltiger anschrien, sie sollten endlich aufhören mit diesen Schweinereien! Und da gab es andererseits Soldaten, die den Offizieren sagten: «Was verteidigst du denn hier die Hitlerleute?»

Es gab unglaublich paradoxe Situationen. In der berühmten Künstlerkolonie am Breitenbachplatz, wo ich früher als Kind gewohnt hatte, sah ich vor jedem Eingang ein vervielfältigtes Schreiben auf Russisch, mit der Hand geschrieben: «Genossen Rotarmisten! Hier wohnen deutsche Schriftsteller, Dichter und Künstler. Bitte zeigt euren Respekt, stört sie nicht bei der Arbeit!» Und dann folgte eine Unterschrift.

Damals waren also die unterschiedlichsten Kräfte wirksam. Wir hatten Angst vor dem «Werwolf», dem Widerstand der nationalsozialistisch gesinnten deutschen Bevölkerung in Berlin. Es wurde angekündigt, wenn man Waf-

fen fände, würden nicht nur ihre Besitzer, sondern gleich alle Hausbewohner erschossen. Aber das brauchte man gar nicht. Ganz einfache deutsche Männer schlossen sich in Gruppen zusammen, das habe ich immer wieder erlebt, gingen durch die Häuser und riefen: «Gebt sofort eure Waffen her, ihr gefährdet uns alle!» Die Waffen wurden erstaunlich schnell eingesammelt. Widerstand gegen die sowjetischen Truppen und später gegen die Truppen der Westmächte hab' ich überhaupt nicht erlebt.

Wovon man hörte, waren Selbstmorde. Nazifunktionäre töteten sich selbst – manchmal allein, manchmal mit ihren Familien –, aus Hoffnungslosigkeit und Angst. Im Allgemeinen verlief es ruhiger und friedlicher, als wir es uns vorgestellt hatten. Viele Menschen blieben aus Furcht immer noch in den Kellern. Die aktiven Antifaschisten aber waren schon draussen und freuten sich auf den Neubeginn.

Am 2. Mai ging ich mit Ulbricht in ein Haus, in dem etwa vierzig bis fünfzig Kommunisten versammelt waren, Neuköllner Kommunisten, die ihn kannten. Er war ja bis 1933 der erste Bezirkssekretär der KPD für Berlin und Brandenburg gewesen. Ich dachte, jetzt würden wir die umarmen und uns mit ihnen unterhalten, aber zu meiner Enttäuschung blieb Ulbricht vollkommen ungerührt und zog bloss einen Zettel heraus, auf dem ein paar Namen standen. Wie hat sich der verhalten, wie hat sich jener verhalten?, fragte er und machte sich Notizen. Es war wie ein Verhör und nicht wie ein freudiges Wiedersehen von Genossen.

Abends kamen wir alle in Bruchmühle zusammen, jeder berichtete aus seinem Bezirk. Am Ende sagte Ulbricht: «Jetzt werde ich euch die Aufgaben der Gruppe Ulbricht bekanntgeben. Es gibt zwanzig Berliner Bezirke und in diesen werden wir die neuen Bezirksverwaltungen aufbauen. Jeder von euch kriegt einen Bezirk und hat dafür zu sorgen, dass die Bezirksverwaltungen richtig zusammengesetzt werden. In allen bürgerlichen Bezirken brauchen wir einen Bürgerlichen, mit Verwaltungserfahrung und Doktortitel, der mit uns zusammenarbeiten will. Die meisten Funktionen übergeben wir Sozialdemokraten: Soziales und Verkehr, Wirtschaft und so weiter, die verstehen was von Kommunalpolitik. Und dann brauchen wir noch antifaschistische Ärzte fürs Gesundheitswesen und Geistliche – wir haben ja in jedem Bezirk ein Komitee für kirchliche Angelegenheiten.» Einer fragte: «Ja, und was ist mit unseren Genossen?» Er sagte: «Ach ja, für unsere Genossen nur den stellvertretenden Bezirksbürgermeister, den Leiter für Personalangelegenheiten und für Bildung!» Dann lachte er und sagte: «Bildung ist wichtig, denn die Jugendorganisationen werden auch von dem Bildungsdezernenten geleitet und später mal die Polizei.» Und als wir weiter nachfragten: «Ist doch ganz klar, es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen die Sache in der Hand haben.»

Damit war alles geklärt und wir gingen an die Arbeit. Es war eine Zeit voller Aktivität, eine Zeit, für die man sich nicht schämen muss. Wir haben wirklich geholfen, die schlimmsten Schwierigkeiten zu überwinden, Leute für die entsprechenden Posten zu finden und neue Bezirksverwal-

tungen aufzubauen – und das in dieser totalen Ausnahmesituation.

Den Tod Hitlers und die ganzen Ereignisse im Führerbunker haben wir gar nicht zur Kenntnis genommen. Als Mitglieder der Gruppe Ulbricht waren wir ja ständig in Kontakt mit der deutschen Bevölkerung, und auch da sprach man kaum davon, dass der sich umgebracht hatte. Sogar bei den Polit-Offizieren der sowjetischen Streitkräfte wurde das nicht diskutiert.

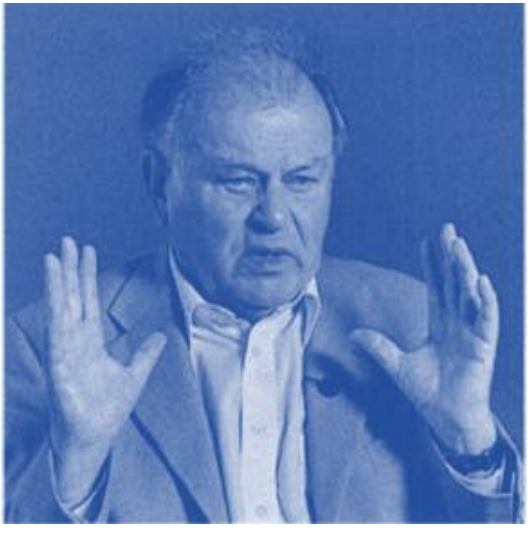
Es ging um den Neuanfang, das war das Entscheidende. Am 9. Mai 1945 fuhren wir gerade irgendwohin, als jemand sagte: «Der Krieg ist jetzt offiziell zu Ende.» «Ach so», sagte ich und die anderen auch und dann machten wir weiter. Wir waren schon seit dem 2. Mai im Nachkriegsdeutschland, so dass die formelle Beendigung des Krieges für uns keine Rolle mehr spielte.

ERICH LOEST,
dem DDR-Schriftsteller, bringt seine Kritik an der politischen Führung sieben Jahre Zuchthaus ein. 1981 siedelt er in den Westen über.

Als Pimpf ist er ein glühender Bewunderer der Nazis. Jungenschaftsführer wird er schon mit dreizehn, später dann Fähnleinführer bei der Hitlerjugend.

Zur Wehrmacht meldet er sich im März 1944 freiwillig.

In den letzten Kriegswochen wird er hinter der Front eingesetzt.



Erich Loest

Der Werwolf

Ende März ’45 war ich in Plauen im Vogtland. Ich war neunzehn und Reserveoffiziersbewerber, Gefreiter und Hilfsausbilder von Jungs, die vom Arbeitsdienst gekommen waren. Unsere Einheit sollte an die Ostfront marschieren und in Görlitz eingesetzt werden, um den grossen russischen Angriff aufzuhalten. Wir wussten alle, wenn wir dort eingesetzt werden, dann sind wir hoffnungslos verloren.

In dieser Situation kam damals ein Major, hochdekoriert, Deutsches Kreuz in Gold und Nahkampfspangen, rief uns zusammen und sagte: «Wir müssen durchhalten! Einen Monat muss Deutschland noch durchhalten, dann sind die neuen Waffen fertig, dann werden wir den Krieg entscheiden. Wir werden ihn gewinnen, und in dieser Zeit, in dieser kurzen Spanne, müssen wir den Feind aufhalten! Dazu brauchen wir Werwölfe, tapfere Einzelkämpfer als Partisanen hinter den Linien, die Brücken sprengen und den Feind zermürben!» Er erklärte noch, welche Bewaffnung sie haben würden, und dann sollten wir uns freiwillig melden.

Ich bin in einem deutschnationalen Elternhaus aufgewachsen. Mein Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg, ich habe als Kind mit Soldaten, den Kameraden meines Vaters, gespielt und wurde gefüttert mit Büchern über deutsche Helden wie Horst Wessel und Lettow-Vorbeck. Es war tief in

mir drin, auch ein Kämpfer, ein Held sein zu wollen. So wurde ich Hitlerjugend-Führer. Ohne Frage, ich war ein kleiner brauner Nazi.

Ich meldete mich freiwillig zum Werwolf-Einsatz, Zuerst ging es in Richtung Slowakei auf eine Kleinkampfschule. Wir fuhren durch Böhmen hindurch und sahen, wie die Tschechen da Ostern feierten, die Jungs mussten ja nicht zum Militär. Die winkten uns zu und wir fuhren in den Krieg. Als wir ankamen, sagte der Kommandeur: «Gut, dass ihr kommt, denn dann könnt ihr gleich den Türkenberg verteidigen. Die Russen sind auch schon da.» Wir hörten von Ferne das Grollen der Artillerie.

Am nächsten Tag war es so weit, die Sowjets rückten vor. Es gab keine Panzer, es war ein Kampf Infanterie gegen Infanterie, ein Nebenkriegsschauplätzlein, für uns ein Rückzug von drei, vier Tagen. Wir kämpften ein bisschen, wir schossen ein bisschen und zogen uns zurück. Ich schoss mit meinem Karabiner, wahrscheinlich habe ich niemanden getroffen. Das beruhigt mich heute, dass ich mit hoher Wahrscheinlichkeit niemanden getötet habe. Damals hätte ich es, um mich zu verteidigen, selbstverständlich gern getan.

Als unser kleiner Rückzug vorbei war, riefen uns die Chefs wieder zusammen: «So, diese Kleinkampfschule wird jetzt verlegt, in die Oberpfalz.» Also von der Ostfront weg an die nahe Westfront, wieder durch Böhmen hindurch. Wir kriegten Ausweise, waren direkt dem Oberkommando des Heeres unterstellt. Marschbefehl: Schönsee in der Oberpfalz.

Dort ging es los! Es wurde angeordnet, dass auf einem Kamm des Bayerischen Waldes drei Werwolfbasen einzurichten sind, jeweils mit etwa vierzig Mann. Unsere Basis war in einem Waldgebiet mit dicken Fichten, da hatten wir unsere Löcher, immer hundert Meter auseinander, in der Mitte der Kommandeur, ein Oberst. Vielleicht zwei Dutzend Offiziere waren dabei, ein paar Unteroffiziere und zwei Gefreite, mein Kumpel Fritz und ich. Wir waren die Jüngsten und die Kleinsten. Wir gingen in den Wald und hoben dort grosse Gruben aus, für Waffen, Munition, Verpflegung, Schuhe, Decken, Zigaretten, und Scho-Ka-Kola, ein bisschen Schnaps auch, Reserven für ein halbes Jahr. Nun hiess es: «Wir werden uns vom Amerikaner überrollen lassen und dann in seinem Rücken unsere Kleinkampfarbeit beginnen!»

Die Amerikaner zogen durch, ich sehe es heute noch vor mir, wie ich da im Unterholz liege und ihre Schuhe sehe, ihre hohen Gummischuhe, mit denen sie da entlanggingen. Die schwatzten miteinander, hatten keine Angst, es wurde auch nicht geschossen. Die marschierten auf den Waldwegen nach Böhmen hinauf, und wir waren dort, wo wir sein wollten: im Rücken des Feindes.

Aber es geschah erst mal nichts. Wir bauten an unseren Löchern, und nachts gingen wir zu einer Mühle, um Kuriere von den anderen Basen zu treffen, die aber nie kamen. Wir lagen wieder in unseren Löchern, assen unsere Scho-Ka-Kola und warteten. Dann sagte der Chef: «Im Nachbardorf ist ein befreiter polnischer Fremdarbeiter, der die Deutschen kujoniert. Den werden wir umlegen!» In der

nächsten Nacht sollte es passieren. Es wurde aber nicht gesagt, wer es machen sollte.

Am Nachmittag standen plötzlich drei Soldaten im Gebüsch. «Wer ist da?» Wir schlichen uns an. Sie waren von der Nachbarbasis. Ganz aufgeregt erzählten sie, wie sie entdeckt worden waren, von Amerikanern, polnischen Fremdarbeitern mit Hunden und befreiten KZ-Häftlingen. Sie waren aus ihren Löchern gejagt worden, gerade noch davongekommen und völlig fertig. Was würde nun mit uns werden?

Kurz darauf hörten wir Schüsse im Wald. Das war nicht so selten, aber jetzt kamen sie immer näher. Wir hatten keine Angst, wir hatten das so gewollt, wir waren ja so aufgewachsen. Ich glaube, ich hatte die meiste Angst davor, feige zu sein. Ich hatte dem Führer einen Eid geschworen, mein Deutschland zu verteidigen und da würde ich doch wohl kein Feigling sein, so etwa war meine Haltung.

Dann rief eine Stimme auf Deutsch: «Werwölfe rauskommen! Wer in zehn Minuten nicht rausgekommen ist, wird erschossen! Loest rauskommen, Dinsterl rauskommen, Müller rauskommen, Schulz rauskommen!» Wir überlegten hinterher, wo der die Namen wohl herhatte? Es war mal Schnaps ausgegeben worden, dabei gab es eine Liste, die abgehakt wurde. Vielleicht hatten die Amerikaner sie gefunden und lasen sie einfach vor?

Jetzt hatten wir Angst. Wir schnappten unsere Maschinenpistolen und Magazine und rannten raus aus unseren Löchern, immer durch den Wald. Als wir an einen Weg

kamen, dachten wir, wir sind eingeschlossen, hörten Geräusche und Rufen. Dann sahen wir: Ein Bauer führte seine Kuh einen Weg entlang, zum Bullen oder zum Schlachthof. Wir rannten weiter, einen Berg hinauf, versteckten uns dort und froren fürchterlich in der Nacht.

Am nächsten Tag gingen wir dann zu einem Bauerngehöft und bettelten um Einlass. Der Bauer war erschrocken, als wir da draussen mit unseren Maschinenpistolen standen: «Um Gottes willen, die Amerikaner sind gerade mit Panzern durchs Dorf gefahren, kommt rein, schnell, aber weg mit den Waffen!» Der hat uns wirklich aufgenommen. Die Bäuerin schmierte Brote, wir assen und assen und sassen in der Wärme. Die Läuse fingen an zu jucken und der Bauer sagte: «Eine Nacht könnt ihr hierbleiben, aber morgen früh müsst ihr raus.» Wir hofften, es würde schneien, dann müssten wir vielleicht nicht gehen, weil unsere Spuren uns verraten könnten.

Am frühen Morgen kam der Bauer zu uns und sagte: «Der Führer ist gefallen.» Ich habe mir das ganz konkret vorgestellt: Er ist wirklich gefallen, der Führer, im Kampf, in Berlin. Ich habe gedacht, in der Bunkerscharte hat er gelegen, mit einem Karabiner, und ist durch einen Kopfschuss gefallen.

Das war nun plötzlich eine völlig neue Situation für uns. Erschütternd, der Führer, unser Führer, ist gefallen. Aber auf der anderen Seite hiess das auch, jetzt ist der Krieg vorbei, jetzt müssen wir nicht mehr kämpfen. Ich habe gar nicht pathetisch gedacht, jetzt sind wir unseres Eides entle-

digt, auf so eine grosse Idee bin ich gar nicht gekommen.

Der Krieg war vorbei und wir lebten, wir hatten unsere Beine noch und unsere Hände und waren ganz auf uns allein gestellt. Na ja, wohin geht ein Neunzehnjähriger wohl in so einer Situation? Nach Hause natürlich.

Wir marschierten nur in der Nacht, hinter der amerikanischen Front her, am Tag versteckten wir uns im Wald. Drei, vier Nächte schlichen wir um die Dörfer herum, weil die Amerikaner ja da drin waren. Dann sind wir einfach frech in ein Dorf rein, sahen sie da stehen, ein Jeep fuhr an uns vorbei, kein Problem.

Erst in Bischofteinitz haben die Amis uns eines Morgens geschnappt. «Maschinenpistole runter, Hände hoch!» Das Erste, was weg war, war die Uhr. Als Nächstes suchten sie die Taschen durch, nach Munition, Scho-Ka-Kola hatten sie auch sehr gerne. Wir waren also gefangen.

In einigen Etappen wurden wir in ein Lager gebracht, nach Weiden in der Oberpfalz. Unsere Zettel, auf denen stand, dass wir direkt dem Oberkommando des Heeres unterstellt waren, warfen wir vorsorglich gleich weg. Nun hatten wir gar keinen Ausweis mehr und kamen mit zehn-, zwanzig-, dreissigtausend anderen in ein Lager.

Die Amerikaner sortierten vom ersten Tag an: Waffen-SS raus, Fallschirmjäger, Wlassowskis – das waren die Russen, die zu General Wlassow übergelaufen waren –, Rot-Kreuz-Schwestern, Verwundete, Ortsbauernführer, alles wurde sortiert. Offiziere bekamen ein Lager für sich.

Als ich dran war, musste ich vor eine Kommission treten. Das Erste war: «Arm hoch! Ist da ein Blutgruppenzeichen der SS?» Nein, also war ich kein SS-Mann. Aber ich hatte auch kein Soldbuch, ich hatte gar nichts mehr.

Ob ich denn Englisch gelernt hätte? «Ja, hab' ich, in der Schule.» Dann solle ich mal was lesen. Ich bekam einen Zettel, auf dem man angeben sollte, dass man weder «louses», Läuse, noch «diseases», ansteckende Krankheiten, hätte. Ich las es in meinem sächsischen Englisch herunter und sah aus dem Augenwinkel, dass der Gl, der Buch führte, sich bog vor Lachen. Auch der Unteroffizier schmunzelte, also kippte die ganze Situation. Er hatte eine Liste mit Namen und hinten dran zwei Spalten: die Spalte SS und die Spalte O. k. Er machte ein Kreuz, ich war O. k.

Nach ein paar Tagen im Lager gab es zum ersten Mal Tee. Dann wurden wir in Gruppen eingeteilt, Feldwebel führten uns zur Latrine und erklärten, wir müssten jetzt kräftig scheissen, das letzte kleine Bröckchen müsse raus, auch wenn wir nichts zu essen hätten. Es wurde wieder Militär, es wurde wieder Ordnung gespielt.

Nach ein paar Wochen, es war noch Mai, ging für mich das Tor auf: «Antreten!» Die Amerikaner gaben jedem Zweiten eine Büchse mit Fleisch. Auch ich bekam eine, der nach mir ging leer aus. Dann rauf auf die LKWs und ab Richtung Norden, Richtung Süden, Richtung Westen. Mich fuhren sie zwanzig Kilometer nach Norden, dann durfte ich absteigen, das war's. Ich marschierte in mehreren Tagesmärschen nach Hause.

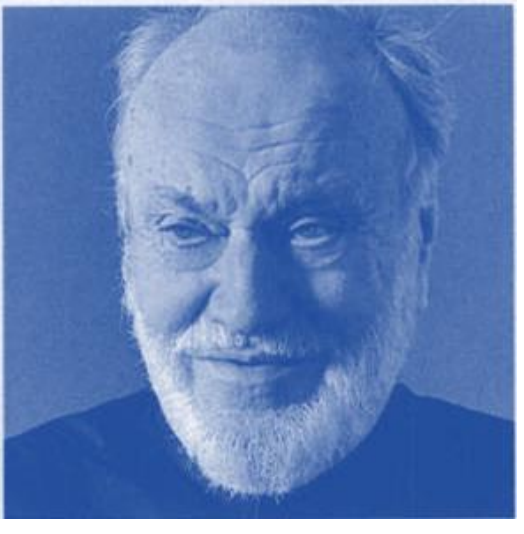
Vierzig Kilometer ging ich am Tag. Die Lerchen sangen, die Sonne schien, die Franzosen zogen mit Handwagen vorbei, sie in die eine Richtung, ich in die andere, und wir winkten uns zu. Immer wieder mal eine Kontrolle der Amerikaner. Ich zeigte schon im Gehen meinen Entlassungszettel, musste meinen Schritt gar nicht unterbrechen. Ende Mai kam ich in Mittweida an, dort war russisches Gebiet – und dann begann eine andere Geschichte.

KURT MASUR,
einer der ganz grossen Dirigenten unserer Zeit. 1927 in Schlesien geboren, als Sohn eines Elektroingenieurs.

Ein schüchternes Kind ist er, ein Träumer. Dann die ersten Versuche am Klavier-voller Inbrunst.

Bald weiss er, was er unbedingt werden will: Musiker. 1942 meldet er sich an der Landesmusikschule in Breslau an.

Doch die Karriere muss warten.
Er wird einberufen und landet in Holland, als Siebzehnjähriger.



Kurt Masur

Pianist im Schloss

Meine Heimatstadt Brieg war bis 1944 vom Krieg ganz unberührt. Ich wuchs auf mit dem Gefühl, dass das Leben ganz normal weitergehen würde, bis auf einmal der Einberufungsbefehl kam. Nach kurzer Ausbildungszeit bei der Luftwaffenbodentruppe wurde ich zum Einsatz abkommandiert.

Meine Mutter verabschiedete sich auf eine Weise von mir, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Immer war sie in Sorge, meine ungeheuer zärtliche, liebende Mutter. Zum Abschied aber sagte sie nichts weiter als: «Junge, sei tapfer!» Das hat mich sehr erstaunt, ich weiss nicht, wie viel Überwindung sie das gekostet hat, aber mit Sicherheit wollte sie damit nicht ausdrücken: «Riskiere Kopf und Kragen für dein Vaterland.» Unter Tapferkeit verstand sie wahrscheinlich auch Klugheit.

Das war zu Beginn des Jahres ’45, im Februar. Wir kamen nach Holland und es begann eine Zeit, die ich wenig bewusst erlebt habe. Es war wohl alles ziemlich traumatisch. Damals war mehr der Überlebensinstinkt gefordert und nicht so sehr der Verstand.

Wir waren eine Kompanie von hundertfünfunddreissig Siebzehnjährigen, sogenannten Offiziersanwärtern. Man hielt uns vielleicht für fähig, noch irgendetwas zu retten, was zu diesem Zeitpunkt, nach der Einschätzung meines Vaters, der im Ersten Weltkrieg Schwereinsätze erlebt hat-

te, natürlich völlig unglaubwürdig war.

Die Verlegung nach Holland verlief anfangs noch ruhig, wir wurden in verschiedenen Lagern untergebracht. Dann aber begannen die Angriffe der englischen Tiefflieger – und jener Bomber, die nur eine Bombe dabeihatten und ansonsten mit Maschinengewehren operierten. Die waren so gefährlich, dass wir uns tagsüber gar nicht mehr vors Haus trauten. Marschiert wurde nachts, wenn die Truppen verlegt wurden. Da sind wir manchmal in einer Nacht vierzig Kilometer gelaufen, natürlich mit Gepäck, das war schon sehr beschwerlich.

Dann kam plötzlich der Einsatzbefehl, für unsere junge Truppe viel zu früh. Irgendeine Ausbildung oder Erfahrung, wie man einen solchen Angriff überstehen könnte, hatten wir nicht. Wir hatten keinen Begriff davon, was auf uns wartete.

Ich erinnere mich an einen der ersten Nachtangriffe auf eine Ortschaft, der zunächst erfolgreich verlief. Wir mussten den Ort am nächsten Morgen aber wieder aufgeben, weil wir von allen Seiten beschossen wurden und schon ein paar Kameraden verloren hatten. Das war die erste frustrierende Erkenntnis – dass es nicht immer siegreich ausgeht, wenn man angreift.

Dann kam das für mich vielleicht einschneidendste Erlebnis: Wieder sollten wir bei Nacht ein Dorf angreifen. Es hatte sich aber Nebel gebildet und unser Kommandeur fand den Ort nicht! Im Morgengrauen standen wir plötzlich vor den Häusern und wurden derart heftig beschossen, dass es nur noch galt, sich zu verstecken. Ich erinnere, dass

einige von uns versuchten, sich in einen der vielen kleinen Kanäle zu retten, die es in Holland gibt. Wenn einer auch nur den Kopf hob, wurde er abgeschossen wie ein Hase. Die Scharfschützen waren in dieser Zeit ziemlich erfolgreich.

Die Überlegenheit unserer Gegner war gross – am Boden, aus der Luft und in der technischen Ausrüstung. Wir standen erst amerikanischen Soldaten gegenüber, später dann kanadischen. Bei einem Angriff hiess es, das sei jetzt eine polnische Exiltruppe aus Freiwilligen. Die kämpften mit besonderer Verbissenheit.

Immer wenn wir uns in der nächsten Ortschaft wiederfanden, die sogenannte Etappe erreichten, baten mich diejenigen, die wussten, dass ich gerne musizierte, doch in die nächste Kirche zu gehen und für sie Orgel zu spielen. Das war schon fast wie ein Ritus, wenn wir vom Einsatz zurückkamen. So hab' ich dort oben im Norden fast alle Orgeln kennengelernt. Es war schon erstaunlich, dass die Priester in Holland das tolerierten und uns den Schlüssel für ihre Kirchen gaben. Wir haben oft noch nachts dagesessen und ich habe musiziert.

Ich glaube, das waren Stunden der Besinnung für alle, die damals begannen, darüber nachzudenken, wie sinnvoll dieser Krieg überhaupt war. Eigentlich war uns allen ziemlich klar, dass er verloren war. Dass es noch eine Wunderwaffe geben würde, glaubte keiner mehr von uns.

Wir sollten Holland verteidigen, den sogenannten Brückenkopf. Also zogen wir weiter nach Norden, an die Zui-

der See. Dort erlebten wir einen Nachtangriff mit Panzern. Die Engländer hatten schon übergesetzt, es war ein unglaubliches Inferno. Dieser Nachtangriff war derart zerstörerisch, dass unser Kompaniechef alle einsammelte, die er noch einsammeln konnte. Siebenundzwanzig Mann, alle anderen waren gefallen oder wurden vermisst. Es fand sich ein Schiff, mit dem wir am 1. Mai 1945 über den Dollart setzten, ein Fischerboot mit Hilfsmotor, eigentlich ein Segelboot.

Als wir drüben in Emden ankamen, waren die Rohre der deutschen Geschütze auf uns gerichtet und ein Offizier begrüsste uns mit den Worten: «Macht schnell, dass ihr wegkommt, ich habe schon Befehl gehabt, euch zu versenken!»

Wir wurden bei Emden in ein Barackenlager gebracht, an das ich mich noch gut erinnere, weil dort ein Klavier stand, an dem ich an diesem 1. Mai ein bisschen musiziert habe, nicht zur Freude aller. Manche sagten: «Musik hilft uns jetzt auch nicht weiter.»

Nach dem 1. Mai ging dann alles sehr schnell. Wir wurden noch mal abkommandiert, zur Bewachung der Nordküste bei Greetsiel. Doch plötzlich war die Kapitulation da und damit der Befehl, die Waffen abzugeben. Das geschah unter Aufsicht unserer Offiziere und der Besatzer. Ich glaube, es waren kanadische und englische Truppen, die dort oben im Norden von Ostfriesland stationiert waren. Wir alle hatten Tränen in den Augen. Wir waren Teenager und wirklich keine ausgereiften Männer.

Noch wussten wir nicht viel von dem, was man Deutschland als Verbrechen anlasten konnte und musste.

Aber ich glaube, viele ahnten, dass es ein Zusammenbruch war, der mit dem Hochmut à la «Deutschland, Deutschland über alles» verbunden war.

Die Trauer über den verlorenen Krieg dauerte bei mir persönlich nicht sehr lange. Ich war jetzt interniert, konnte aber schon bald wieder musizieren – mit Freunden, in einer Schule in Pewsum. Wir machten Kammermusik für unsere Kameraden. Ich erinnere mich noch daran, dass ich vor einem Konzert die pneumatische Orgel dort mit Leukoplast repariert habe.

Kurze Zeit später fanden wir heraus, dass alle, die aus West-Deutschland waren, nun Papiere bekamen und aus dem Internierungsgebiet in die Heimat, ins Privatleben entlassen werden konnten. Diejenigen aber, die wie ich aus dem Osten kamen, wurden sehr oft als Minensucher eingesetzt, natürlich ein sehr gefährlicher Job.

Dann hatte ich das grosse Glück, bei einem unserer Kammermusik-Abende Theda von Frese kennenzulernen. Ihre Familie besass ein Wasserschloss, die Burg Hinta bei Emden. Frau von Frese hatte mich spielen gehört und bat nun darum, dass ich auf das Schloss kommen dürfe. Dort wurde ich verpflegt. Jede Woche gab ich ein kleines Konzert.

Ich glaube, ich habe nie wieder im Leben so deutlich gespürt, welch heilende Kraft von Musik ausgehen kann. Ich habe damals gelernt, schwere Situationen durch Musik zu überwinden, und dabei begriffen, dass ich nie ohne Musik leben könnte. Das ist die wichtigste Erfahrung, das grösste

Geschenk, das ich aus dieser schweren Zeit mit ins Leben genommen habe.

Meine ganze Familie hatte aus Schlesien fliehen müssen und jeder war anderswo gelandet. Ich wusste damals nicht, wo ich suchen sollte. Erst über das Rote Kreuz haben wir uns wiedergefunden.

Eines Tages stand plötzlich meine ältere Schwester Lieselotte vor der Schlosstür. Sie brachte mir Kleidung mit, meine Konfirmationshose und ein buntes Hemd. Sie meinte, wir sollten versuchen, dass ich irgendwie rauskomme aus dem Internierungsgebiet. Ich tat dann etwas, das ich später nie wieder getan hätte: Mit einem Foto und dem Stempel des Kreistierzuchtamtes Pewsum bastelte ich mir einen falschen Pass. Lieselotte und ich fuhren dann bis zur Strassensperre. Ich glaube, der Grenzposten am Schlagbaum hat genau gemerkt, dass da irgendwas nicht stimmte, aber er hat den jungen Kerl einfach laufen lassen.

Gemeinsam kamen wir nach Oschersleben an der Bode. Hier hatte mein Vater inzwischen ein zerbombtes Haus wieder aufgebaut. Anfang Dezember ’45 war die Familie wieder vereint.

GISELA MAY,
international gefeierte Brecht-Interpretin und Chansonsängerin. Sie singt in der Mailänder Scala genauso wie in der Carnegie Hall in New York.

Jahrzehntelang gehört sie zur Kerntruppe des Brecht-Theaters, dem Berliner Ensemble. Allein dreizehn Jahre lang spielt sie die *Mutter Courage*.

Im hessischen Wetzlar ist sie geboren, 1924. In Leipzig wächst sie auf, in einem überzeugt antifaschistischen Elternhaus. Diese Haltung wird auch ihr späteres Künstlerleben prägen.

Als das Kriegsende näher rückt, ist sie zwanzig Jahre alt.

Gisela May

Kusshände für die Russen

Meine Eltern hatten nicht damit gerechnet, dass der Krieg so lange dauern würde. Sie hofften, dass mein Bruder drum herumkommen würde, Soldat zu werden. Aber das war nicht zu verhindern. Damals konnte man immerhin noch die Waffengattung wählen. Er entschied sich für eine Funkerausbildung. Die dauerte nämlich am längsten, zwei Jahre, so hoffte er den Fronteinsatz möglichst lang hinausschieben zu können. Nach seiner Ausbildung wurde er dann in Flugzeugen eingesetzt. Er flog nie im Bomber mit, immer nur in Transportmaschinen. Bei einem dieser Flüge, als Verwundete aus Afrika herausgeholt werden sollten, wurde die Maschine meines Bruders abgeschossen und wir bekamen eine Vermisstenmeldung. Eine Aufklärung gab es nie.

Es war ja so: Unsere deutschen Jungs mussten an der Front kämpfen und dort den Soldatentod sterben, dafür holte man sich für die Arbeit zu Hause sogenannte Fremdarbeiter. Am Stadttheater Görlitz, wo ich damals als Schauspielerin engagiert war, gab es einen Kapellmeister, der mir besonders gefiel – und ich ihm auch. Als die Rote Armee nach Westen vorstiess, wurden die ausländischen Kollegen nach Hause geschickt. Auch der Kapellmeister musste in sein kleines mährisches Dorf zurückkehren, weit weg von Leipzig, wo ich bei meinen Eltern lebte.

Im Frühjahr 1945 – wir hatten uns Monate nicht gesehen und konnten uns auch nicht schreiben – sagte ich zu meinen Eltern: «Ich muss zu meinem Geliebten. Ich fahre nach Mähren.» Die sagten: «Bist du wahnsinnig! Jetzt? Der Krieg kann ja noch Monate dauern. Du kannst doch jetzt nicht dorthin fahren.»

Aber ich war fest entschlossen und setzte mich in die Bahn. Kurz vor Dresden war bereits Schluss, dort waren Bomben gefallen und hatten die Schienen zerstört. Ich musste mit meinem Köfferchen zu Fuss bis zum Hauptbahnhof laufen und erst mal warten. Irgendwann fuhr dann wieder ein Zug. Es gab Tiefflliegerangriffe, tagelang, trotzdem landete ich irgendwann in dem kleinen Ort im Mährischen, wo ich von meinem Geliebten empfangen wurde.

Wir hatten zwei wunderschöne Wochen, aber ich konnte natürlich nicht bleiben. Ich war als Deutsche dort nicht gern gesehen. Wir hatten damals keine Zeitungen und die Rundfunkmeldungen waren auch nicht ernst zu nehmen, aber man hörte, die Russen seien bereits in Leipzig. Das bedeutete, dass ich nicht zurück konnte. Mein Zug wurde über Prag umgeleitet und landete in einem kleinen Dorf im Böhmerwald.

Dort kam ich in einem winzigen Häuschen bei einer älteren Frau unter. Mit «Muttchen», wie ich sie nannte, schlief ich zusammen im Ehebett, ihr Mann war im Krieg geblieben. Muttchen hatte eine Ziege. Jeden Morgen, bevor sie zur Arbeit ging, bekam ich Ziegenmilch. Im Dorf war ich eine Attraktion, eine Schauspielerin hatten sie noch nie gesehen.

Die Mädchen scharten sich um mich und ich zeigte ih-

nen, wie man sich schminkt. Die Jungs waren alle verknallt in mich, ich war ihr Mittelpunkt. Sie hatten ein Grammophon und spielten Musik. Wenn ich meine Schauspielkünste ein bisschen trainieren wollte, ging ich aus dem Dorf hinaus, probte auf den Feldern und machte Gymnastikübungen. Hinterher habe ich erfahren, dass die Bauern mich mit ihren Ferngläsern beobachteten, wie ich da draussen turnte und Handstand, Überschlag oder Spagat übte.

Der Krieg rückte immer näher. Eines Tages hiess es, die Amis seien schon im Nachbarort. In allen Bauernhäusern waren bereits die Bettlaken bereitgelegt, um sie als weisse Fahnen rauszuhängen. Es wurde beraten: Wie reagieren wir, wenn die jetzt zu uns kommen? Ich war die Einzige, die Englisch sprach, und so wurde ich mit meinen zwanzig Jahren abkommandiert. Auf den obersten Punkt des Dorfes musste ich mich begeben. Da stand eine Linde mit einer Bank drunter, ich kann mich heute noch ganz genau daran erinnern. Von dort hatte man einen Blick weit hinein ins Tal. Hier musste ich stehen und aufpassen, bis die Amis kamen.

Als es so weit war, raste ich zurück ins Bürgermeisterhaus. «Sie kommen, sie kommen!», schrie ich. Alle Türen wurden sofort verschlossen, Fahnen rausgehängt. Und wir standen stumm hinter den Gardinen.

Zuerst hörten wir ein Rattern, das immer lauter und lauter wurde, doch auf einmal, von einer Sekunde zur anderen, hörte es auf. Die Stille in diesem Moment war gespenstisch – so habe ich das kein zweites Mal in meinem Leben empfunden. Ich glaube, auch die Amerikaner hatten

Angst, es wäre ja durchaus möglich gewesen, dass irgendein verrückter Nazi, der noch eine Waffe besass, auf sie zielte. Wie lange die Stille dauerte, weiss ich nicht, vielleicht waren es nur Sekunden, vielleicht aber auch drei, vier Minuten. Und dann plötzlich – die Kinder hielten es nicht mehr aus – öffnete sich eine Tür und ein paar Neugierige streckten vorsichtig ihre Köpfchen raus. Als wir merkten, dass nicht geschossen wurde, da trauten auch wir Erwachsenen uns aus dem Haus. Oben auf den Panzern sah man auf einmal Menschen, weisse Köpfe, schwarze Köpfe, und dann kam etwas geflogen. Wir waren erschrocken, aber die Kinder stürzten sich darauf. Es waren Bonbons! In dem Moment fiel die Angst von uns allen ab. So endete für uns der Krieg.

Wir jungen Frauen gingen auf die Panzer zu. Es waren ja junge Soldaten, die da oben herausguckten, sehr hübsche Jungs waren dabei. Dann wurde es langsam Abend. Sie wollten im Ort übernachten und suchten Quartier. Die einfachen Soldaten wurden in Scheunen untergebracht und der einzige Offizier wurde natürlich in dem winzigen Häuschen einquartiert, in dem ich wohnte, weil ich mich mit ihm auf Englisch unterhalten konnte.

Wir dachten, mein Gott, das ist ja eigentlich alles ganz schön hier, das waren nette Jungs und bei uns waren nette Mädchen dabei. Wir erinnerten uns an das alte Grammophon und die Schellackplatten, Boogie-Woogie-Musik wurde aufgelegt. Wir tanzten alle zusammen, die Soldaten und die jungen Mädchen, die von mir tanzen gelernt hatten. Und mein Muttchen sass verängstigt auf ihrem Sofa.

Ich kam ja aus einem leidenschaftlich antifaschistischen Elternhaus. Meine Eltern waren beide im Widerstand, mein Vater als Sozialdemokrat, meine Mutter als Kommunistin. Sie hatten natürlich die Hoffnung, dass dieser grauenhafte Krieg so rasch wie möglich zu Ende geht. Dass er nicht zu gewinnen ist, stand für sie schon lange fest. Sie arbeiteten mit illegalen Gruppen zusammen und wussten auch von den Konzentrationslagern.

Wir wohnten in einer Parterrewohnung in Leipzig, sehr oft stellten meine Eltern Essen draussen auf das Fensterbrett. Sofern es überhaupt Essen gab. Am nächsten Morgen war immer alles weg. Und wir wussten genau, wer es genommen hatte: Kommunisten, die im Untergrund aktiv waren.

Leipzig wurde zunächst von den Amerikanern besetzt. Aber nach der Grenzbegradigung gehörte die Stadt dann doch zur sowjetischen Zone. Das heisst, wir blieben, die Amis zogen ab. Ich glaube, es waren nur ein oder zwei Tage, an denen wir nicht besetzt waren. Dann hiess es: Die Russen kommen! Wir standen am Strassenrand und erwarteten sie, die bösen Russen, die uns jetzt wohl alle hier wegholen würden. Aber was kam? Panjewagen, mit kleinen Pferdchen, etwas grösser als Ponys, darauf sassen alte russische Männer, alt gewordene Soldaten, die hatten ihre Pfeife im Mund. Ich nehme an, das war der Verpflegungstrupp, der da als Erstes kam. Ein paar Nazis, die hinter uns standen, hörte ich sagen: «Die haben uns besiegt, unsere unbezwingbare, deutsche Armee? Entsetzlich!»

Meine Eltern winkten den Russen zu und ich warf ihnen

Kusshände entgegen, das hatten sie von Deutschen vermutlich nicht erwartet. Für uns war das damals die grosse Befreiung – von Faschismus und Angst. Man muss sich das mal überlegen, Hitler hatte innerhalb von zwölf Jahren halb Europa in Schutt und Asche gelegt. Und meine Eltern hatten von Anfang an gegen den Faschismus gekämpft.

Die Parole «Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus» sass tief in unseren Köpfen. Unter diesem Motto versuchten wir dann ja auch in der DDR eine Alternative zur Bundesrepublik zu errichten. Wir wollten etwas anderes beginnen, eine neue deutsche Lebensform.

UTA RANKE-HEINEMANN,

Querdenkerin aus Leidenschaft.
Die erste Frau der Welt, die 1969 Professorin für katholische Theologie wird.

In der Krupp-Stadt Essen kommt sie 1927 zur Welt.
Eigensinnig ist sie schon als Kind.

Auf einem Jungen-Gymnasium macht sie Abitur.
Als einziges Mädchen. Mit Auszeichnung.

Der strenge Vater, der spätere Bundespräsident, hat es nicht leicht mit ihr.

Als das Ruhrgebiet unter Beschuss gerät, muss sie mit Mutter und Geschwistern ohne ihn fliehen.

Uta Ranke-Heinemann

Trümmerteenager

Essen war eine der Städte, die im Zweiten Weltkrieg am meisten bombardiert wurden. Das hatte zur Folge, dass es ab 1943 in der ganzen Stadt keine funktionierende Schule mehr gab. Unser Haus war weitgehend zerstört und meine Mutter zog mit uns weg, Nur mein Vater blieb berufsbedingt da, er war Jurist bei den Rheinischen Stahlwerken.

Erst landeten wir in Langenberg; dann zog meine Mutter mit uns vier Kindern nach Winterberg im Sauerland, wo meine geliebte blinde Grossmutter, die Mutter meines Vaters, von uns «Medi» genannt, ein richtiges Traumhaus hatte und ein «Träumeli». So nannten wir das Gartenhaus unten im Park, ein wunderschönes Holzhaus, mit gemalten Blumen, Essecke, Betten mit Baldachinen, klein, ja winzig, aber entzückend. Da wohnten wir mit meiner Mutter. Zwei oder drei Kinder schliefen auf dem Boden, Mutter schlief im Bett. Ich weiss nicht mehr, wer noch im Bett schlief, vielleicht ich, weil ich die Älteste war.

Ich wollte weiter zur Schule gehen, ich war immer sehr wissbegierig. Eines Tages fuhr meine Mutter deshalb mit mir nach Marburg zu ihrem Professor, mit dem Fahrrad, hintendrauf hatte sie Kartoffeln, damit ich dort nicht so ganz ohne was ankam. Es war der berühmte Rudolf Bultmann, den jeder Theologe kennt, sie hatte bei ihm Examen

gemacht. Der Professor war schon ein älterer Herr. Bei unserer Ankunft stand er in der Tür, ganz klein und sagte: «Wir freuen uns auf die kleine Uta!» Wir, das waren seine Frau und seine beiden Töchter, Gesine und Heike. Er hatte noch eine weitere Tochter, die aber nicht da war.

So wohnte ich ab Dezember 1944 bei den Bultmanns. Aus heutiger Sicht finde ich das sehr bemerkenswert, dass er, der berühmte Professor, mir jeden Dienstag- und Freitagnachmittag Griechischunterricht gab. Das heisst, ich übersetzte Platon und er erklärte mir dessen Gedankenwelt.

Eigentlich sollte ich ja zur Schule gehen. Das tat ich auch, aber immer erst ab zehn Uhr. Es herrschte damals schon eine derartige Auflösungsstimmung, dass man im Grunde nur noch machte, wozu man Lust hatte. Und ich hatte vor zehn Uhr keine Lust, in die Schule zu gehen. Die Lehrer wussten nicht, dass ich die ganze Nacht immer Dostojewski las, unter der Bettdecke, man durfte wegen der Bomben ja kein Licht machen, das war strengstens verboten. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Hin und wieder gab ich auch selber Unterricht. Gesine Bultmann war etwas älter als ich und dienstverpflichtet worden, einem blinden Soldaten zu helfen, dem sie die Augen weggeschossen hatten. Wenn sie sich mal nicht wohl fühlte, fragte sie mich: «Uta, könntest du gehen?» Und dann ich ging zu Herrn Gerkewitz, dem jungen Soldaten, und gab ihm Unterricht für sein Abitur.

Bei Bultmanns gab es sehr wenig zu essen. Ich hatte zwar Kartoffeln mitgebracht, die nun unten im Keller neben denen der Bultmanns lagen, weil ich mich aber so genierte, dass ich als zusätzliche Person in der Familie mitass, schob ich ab und zu von Bultmanns Haufen ein paar Kartoffeln auf meinen eigenen, damit ich nicht so ärmlich dastand.

Einmal hatten wir mittags eine Ölsardinendose – das war schon toll! Die hatte Rudolf Bultmann von einem anderen Professor geschenkt bekommen. Ich schämte mich, dass Gesine, Heike, Frau Bultmann und der Herr Professor nun weniger hatten, weil ich auch eine kleine Ölsardine bekam. Ich hab' mich immer geniert, dass ich ihnen etwas wegesse.

Im April 1945 hiess es plötzlich: «Uta, der Krieg geht zu Ende, du musst jetzt wieder nach Hause.» Nach Hause, das bedeutete zu meiner Mutter in das Holzhäuschen. Die Strecke von Marburg nach Winterberg fuhr ich mit dem Rad, das waren circa sechzig Kilometer. Züge gab's keine und Essen bekam ich natürlich auch nicht mit, weil einfach keines da war. Ich habe dann bei Bauern übernachtet und als Gegenleistung im Haushalt geholfen. Ich kann zwar nicht kochen, bin aber sonst eine perfekte Hausfrau. Zum Abschied bekam ich von der Bäuerin auch noch Mehl. Darüber hat sich meine Mutter nachher sehr gefreut.

«Eines Tages, kurz vor Ostern, April 1945, steht Uta munter und frisch vor der Tür. Sie hatte sich Soldaten angeschlossen», so steht es im Tagebuch meiner Mutter. Sie hat immer alles aufgeschrieben, meine sorgfältige Mutter. Und

tatsächlich, auf meinem weiteren Weg nach Hause hatte ich mich mit ein paar Soldaten zusammengetan. Wir waren ein kleines Trüppchen. Ich kann mich erinnern, dass wir uns oft schnell unter einen Busch oder in den Strassengraben werfen mussten, weil Bomber über uns wegflogen. Wir hatten richtig Angst.

Als ich schliesslich in Winterberg ankam, lag da ein toter deutscher Soldat auf der Strasse, aber keiner kümmerte sich darum. Ich auch nicht, was hätte ich auch tun können.

Meine Mutter war glücklich, dass ich wieder da war, nun waren wir wieder alle zusammen. Damals schlief noch ein deutscher Soldat mit uns im Zimmer. Es war einfach eine ganz andere Zeit, in der man froh war, wenn da noch ein «treuer Landser» schlief, wie meine Mutter sagte. Nachts lag da nun so ein graues «Häufchen», und wenn man aufstand, musste man aufpassen, dass man nicht drüberfiel.

Ich kann mich auch an die Engländer erinnern, die im Kurhaus wohnten, ein paar Schritte von unserem Gartenhäuschen entfernt. Im Wald hatten sie eine Dose mit Zitronenpulver verloren, so was Leckeres. Heute frage ich mich, ob ich das wohl nur so köstlich fand, weil ich so verhungert war? Monatelang haben wir dieses Pulver gegessen. Einmal habe ich sogar einen Schinken im Wald gefunden, dazu steht im Tagebuch meiner Mutter: «Durch den Schinken und das Zitronenpulver haben wir nach dem Krieg besser gelebt als während des Krieges.»

Bei den Engländern kann ich mich an nichts Unangenehmes erinnern, unangenehm waren eigentlich nur die besoffenen Amerikaner. Eines Nachts um eins klopften sie mit Gewehrkolben ans Gartenhaus. Meine Mutter zog sich schnell einen Mantel über und fragte: «Was ist?» Dann sagten die Amerikaner: «Fräulein und Schnaps», nur diese zwei deutschen Worte. Und meine Mutter dann: «Think of your own mother and let me alone with my children.» – «Denken Sie an Ihre Mutter und lassen Sie mich mit meinen Kindern in Ruhe.»

Das haben die dann auch brav getan. Das heisst, sie kamen nach einer Stunde noch mal wieder, vielleicht waren es aber auch andere, und meine Mutter sagte dann zitternd wieder ihren kleinen englischen Satz. Sie kamen trotzdem rein und nahmen alle Wertsachen mit. Ich hatte so eine schöne rote Mappe aus rotem Saffian und eine Korallenkette. Aber sie haben uns nicht vergewaltigt.

Heute denke ich, meine Mutter hat uns mit ihren Englischkenntnissen vor der Vergewaltigung bewahrt. Das war die Befreiung, meine Mutter war die Befreiung! Damals hatte ich nicht das Gefühl – viele andere auch nicht –, dass uns die Alliierten befreit hatten. Nein, dieser Gedanke ist mir erst später gekommen.

Erst mal mussten wir uns schützen. Wir sassen nächtelang in einem Waldhaus, in das man uns umquartiert hatte. Eigentlich war es ein Hotel, jetzt aber war es ein Massenlager. Wir hielten uns immer im Keller auf, umklammerten uns gegenseitig und hatten möglichst eine Decke drüber, wegen der betrunkenen amerikanischen Soldaten. So weit waren wir schon, dass wir uns ausrechneten, was passieren

würde, wenn wir uns ein bisschen mehr zeigten. Alle hatten Angst, dass sie vergewaltigt würden. Befreiung? Über das Wort konnte ich damals nur lachen.

Erst im Juli oder August ’45 konnten wir nach Essen zurück in unser zerstörtes Haus. Ich war ein «Trümmerteenager», das älteste Kind einer Trümmermutter. Meine Hände sind jetzt noch kaputt davon. Ich denke, das kommt daher, weil ich so viel Schutt getragen habe. Damals machte mir das gar nichts aus. Aber später hatte ich grosse Probleme, ich musste viel Kortison nehmen. Wenn ich putzte oder meine Kinder wickelte, trug ich immer Handschuhe, weil die empfindliche Haut sofort aufsprang.

Im Herbst ’45 kümmerte ich mich dann darum, dass ich wieder zur Schule gehen konnte, die fing nun langsam wieder an. Weil ich bereits mit vier Jahren einen Fremdsprachenfimmel entwickelt hatte, war ich schon ganz früh in Griechisch und Lateinunterricht worden. Von Kindesbeinen an wollte ich auf das Essener Burggymnasium gehen, eine reine Jungenschule, auf der es seit dem neunten Jahrhundert nur männliche Absolventen gegeben hatte. Im Dezember ’45 bin ich deshalb nach Düsseldorf gefahren, da bekam ich eine Sondergenehmigung vom Regierungspräsidenten.

Es waren achthundert Jungen auf dieser Schule, vierzig allein in meiner Klasse. Ich nahm mir vor, auf «Brautschau» zu gehen. Ich wollte mir den Intelligentesten, Witzigsten und Treuesten unter ihnen aussuchen, und das tat ich dann auch. Grosse Auswahl hatte ich ja. Mein Mann

sagte später immer, er habe überhaupt keine Wahl gehabt. Er war so witzig, ich musste schon damals immer über ihn lachen, weil er so trockene Bemerkungen machte.

In meiner Klasse war der grösste Teil mein Jahrgang. Aber es gab da auch ein paar Jungs, die vier bis fünf Jahre älter waren, überwiegend 1922 geboren, darunter auch mein späterer Mann. Er war im Oktober 1941 als Unterprimaner mit seiner ganzen Klasse – insgesamt zwanzig Schüler – eingezogen worden. Es war das erste Mal, dass man schon Unterprimaner einzog. Von diesen zwanzig Klassenkameraden sind nur vier zurückgekommen, der Jahrgang 1922 gilt als der verlustreichste. Mein Mann hat alle grossen Schlachten mitgemacht, an der Ost- und Westfront, vor Stalingrad, die Normandie-Offensive, Falaise-Kesselschlacht, Ardennen-Offensive.

Kurz vor der Ardennen-Offensive bekam er drei Tage Urlaub, denn Essen hatte am 25. Oktober 1944 einen der schwersten Angriffe erlebt, Tausende waren umgekommen und die Stadt lag in Schutt und Asche. Sein Vater war unter den Opfern. Mit blossen Händen grub er ihn aus den Trümmern, legte ihn auf eine Karre und brachte ihn zum Essener Parkfriedhof. Dort lagen noch Tage nach dem Luftangriff Tausende Leichen herum, man kam mit der Bestattung gar nicht so schnell nach. Mein Mann hat seinen Vater begraben und ist dann wieder zurück zu seiner Einheit.

Am 15. April 1945 ergab sich der Ruhrkessel den Amerikanern. Nun begann für viele eine schlimme Zeit, auch für

meinen Mann. Sie mussten nach Remagen marschieren. Schon auf dem Weg dorthin schlug ihm ein Amerikaner mit einer Taschenlampe einen Zahn aus, nur weil eine Bäuerin ihm Wasser geben wollte. Er hatte tagelang nichts getrunken, die Bäuerin wurde mit Gewehrkolben vertrieben.

Von der Ankunft in Remagen hat mein Mann dann später noch oft erzählt. Es regnete ohne Pause, sie hatten keine Plane, um sich zu schützen, hatten überhaupt nichts mehr. Sie lagen im Schlamm und bekamen pro Tag drei Esslöffel Nahrung: Ein Esslöffel Eipulver, ein Esslöffel Milchpulver – was auf dem dritten Esslöffel war, hab' ich vergessen. Auch Wasser gab's nur begrenzt.

Später, als mein Mann ins Burggymnasium kam, war er immer noch so dünn, dass sein Gürtel dreimal um seine Taille passte. Er wohnte bei seinem Pastor, das Haus seiner Familie war zerstört, seine Mutter in Polen und sein Vater tot. Er hatte immer dasselbe an, seine Tarnjacke, darunter einen Pullover, der sich aufribbelte. Den hab' ich während des Unterrichts dann ganz aufgeribbelt und neu gestrickt.

Ich habe eine solche Wut auf dieses sinnlose Leiden, das mein Mann erleben musste. Er ist zwar einer der wenigen, die zurückgekommen sind, aber er war sein ganzes Leben lang krank.

Das Leiden, der Schrecken, die Angst – bei mir ist das alles erst Jahrzehnte später hochgekommen. Heute bin ich eine entschiedene Pazifistin, weil ich weiss, was Krieg bedeutet.

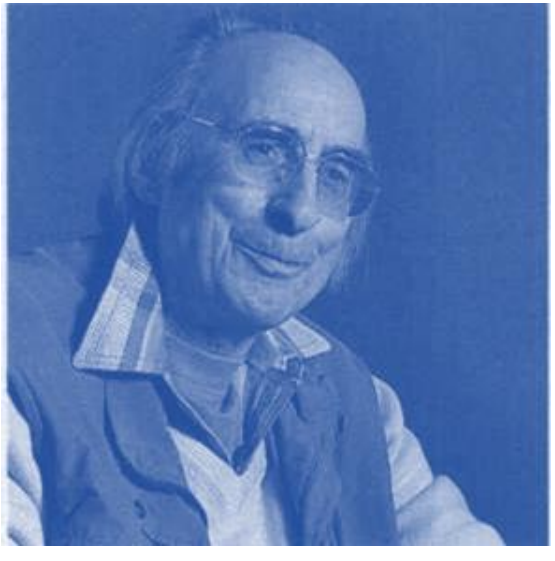
PETER RÜHM KORF

entspricht in jungen Jahren schon dem Bild des Poeten: sensibel und hintergründig. Später wird er zu einem der profiliertesten deutschen Lyriker.

In Dortmund kommt er 1929 zur Welt, als Sohn eines Puppenspielers und einer Lehrerin. Den Vater lernt er nie kennen.

Seine Kindheit verbringt er in Niedersachsen. Als Schüler schreibt er erste Gedichte, es folgen Theaterstücke, Hörspiele und Erzählungen.

Als der Krieg in seine letzte Phase tritt, ist er fast noch ein Kind.



Peter Rühmkorf

Der Anti-Nazi-Klub

Das Kriegsende ist für mich nicht ganz klar zu definieren, das vollzog sich eigentlich in Etappen. Am 1. Juni 1944 wurde unsere Hitlerjugend-Gruppe ins nördliche Norddeutschland verfrachtet, westlich von Cuxhaven, weil dort die Invasion erwartet wurde. Da mussten wir Panzergräben bauen, ziemlich tiefe Panzergräben. Die Erde von ganz tief unten raufzuwerfen machte schon ungeheure Mühe. Und Schützenlöcher mussten wir auch graben, in denen dann vermutlich wir selbst sitzen sollten, um die Küste zu verteidigen.

Ich hatte dort Krach mit einem höheren HJ-Führer, der uns fragte, wie denn die Arbeitsmoral sei. Ich sagte, wir seien total ausgelaugt: «Wir möchten gerne wieder zur Schule.» Und dann sagte ich noch, in Deutschland dürfe man doch wohl die Wahrheit sagen. «Ja», sagte er, «du hast völlig recht.» Dafür durfte ich zwei Monate länger bleiben als die anderen.

Bis zum 31. Dezember, über Weihnachten hinaus, war ich an der Küste. Der Boden war gefroren und völlig durchwuchert von Latschenkiefern. Es war eine mörderische Arbeit, bei einer saumässig schlechten Ernährung. Dann kam ich wieder nach Hause und war eine Zeitlang in meinem Heimatdorf, das hiess Warstade-Hemmoor.

Auf einmal kam eine Art Einberufungsbefehl. Wir mussten antreten zur Freiwilligmeldung. Aber wir konnten uns entscheiden: entweder für ein Wehrertüchtigungslager in der sogenannten Wingst, einem Höhenzug im Landkreis Cuxhaven, oder aber zum Arbeitsdienst nach Ostfriesland.

Nun lag dieses Wehrertüchtigungslager nicht sehr weit von meinem Heimatdorf entfernt und ich dachte, von der Wingst aus kannst du irgendwie leichter zurück nach Hause kommen als aus dem Arbeitsdienstlager, das war in der Nähe von Aurich. Und in der Nähe von Aurich war schon die Front.

Das Wehrertüchtigungslager wurde etwas mehr gefürchtet, weil die Ausbildung sehr hart war: den ganzen Tag laufen, rennen, robben, Ausbildung an allen Waffengattungen, Karabiner 98, Pistolen 008,08 und 7.65, Panzerfaust, Panzerschreck. Dort sagten sie uns: «Wenn ihr eure panzerbrechenden Waffen verschossen habt, dann springt von hinten auf die Panzer rauf, mit Lehm in der Hand und verschmiert denen die Sehschlitze!» Das imponierte mir sehr, da wusste ich so ungefähr, wie die Sache laufen würde, und dachte: Wie kommt man hier bloss wieder raus?

Dann wurde auf einmal unser Lager aufgelöst, das hatte seine ganz eigene Dramatik. Es kamen nämlich, direkt von der Front, Jungen von vierzehn, fünfzehn Jahren, genau in meinem Alter also: ein Arm ab, zwei Arme ab, Kopf verbunden, blind, Beine ab, im Rollstuhl. Bubis kamen da an. Für sie sollte das Lager jetzt als Lazarett dienen. Da hiess es: «Diese jungen Helden, seht, was sie gewagt haben, wie sie sich eingesetzt haben.»

Für den Heldentod waren wir noch gut genug. Wir mussten jetzt alle antreten, sollten uns freiwillig melden. Lagerleiter Goethe fragte: «Freiwillig?» – «Jawohl!», «Freiwillig?» – «Jawohl!», «Freiwillig?» – «Jawohl!» Sieben Leute vor mir, dann kam ich: «Freiwillig?» – «Nein!» Das war das einzige Mal, dass ich wirklich mutig war. Und dann kam ein Freund von mir, der gehörte auch zu unserem Anti-Nazi-Klübchen, der sagte auch nein. Dann kam noch ein renitenter Bauer aus der Küstengegend dran, der sagt auch nein. Im Ganzen waren wir sieben Jungens, die nicht an die Front wollten. An die Front, von der die anderen gerade gekommen waren und die wir neu auffüllen sollten.

Dann sagte Lagerleiter Goethe, diejenigen, die sich entschlossen hätten, für Führer, Volk und Vaterland zu sterben, würden schon dafür sorgen, dass die Drückeberger nicht heil davonkämen. Das war gefährlich. Da hatten wir richtig Angst. Mein Freund, Walter Sieben hiess er, floh in die nahe Wingst. Raus aus dem Fenster, rein in den Wald, da verkroch er sich irgendwo. Ich kam nicht so schnell weg, ich hatte aber eine 7.65er Pistole, in Privatbesitz. Wie ich da drangekommen war, weiss ich gar nicht mehr. Damit liess ich mich im Schrank des Krankenzimmers einschliessen.

In diesem Krankenzimmer lagen die Drückeberger, aber natürlich auch die wirklich Kranken. Da sass ich im Schrank und zitterte derart, dass der ganze Schrank wackelte und jemand sagte: «Mensch hör doch mal auf da rumzuzittern!» Ich hatte die 7.65er entsichert und dachte: Egal, wenn sie kommen, dann – ich habe so eine gewisse Neigung zur martialischen Selbstverteidigung, das ist eine

Eigenschaft, die bis heute geblieben ist. Ich sass da also zitternd mit meiner Pistole, und in dem Moment kamen auf einmal die Lastwagen angebraust, die – ruckzuck – die ganzen Freiwilligen an die Front brachten. Hinterher war das Lager fast leer.

Am nächsten Morgen waren nur noch die Ausbilder da, die hatten sich ganz schnell Zivilklamotten besorgt. Es war eine richtig zivile Atmosphäre, bei Hagebutten, Kakao und ein paar Honigbrötchen. Auf einmal war es friedlich, das Lager wurde aufgelöst und dann war ich bald wieder richtig zu Hause.

Die anderen, die «Jawohl» gesagt hatten, wurden an der Front genauso zusammengeschossen wie die Jungs, die uns als Beispiel vorgeführt worden waren. Ich war heilfroh. Einer aus unserem Dorf ist richtig verrückt geworden, der hat es nicht durchgehalten, diesen fürchterlichen, aufreibenden Kampf an der Westfront.

Wir waren in unserer Klasse ein kleiner Anti-Nazi-Klub. Wie der sich im Einzelnen gebildet hatte, weiss ich nicht mehr genau. Wir waren fünf Schüler von vierzig, das ist schon eine ganze Menge, und wir waren eigentlich ein sehr geachteter Klub. Wir hatten so einige Gemeinsamkeiten: Wir interessierten uns für Chemie und Physik und sammelten englische und amerikanische Flugblätter.

Diesen Flugblättern glaubte ich. Mein erstes fand ich November 1942, von da an sammelte ich sie, wo immer ich sie zu fassen kriegte, ich kaufte sogar welche von Mitschülern. Diese Botschaften aus dem Himmel schienen mir wahrheitsgetreuer zu sein als die Verlautbarungen der

Nazis. Wenn wir genügend zusammenhatten, verteilten wir die Flugblätter auf dem Schulklo. Gefährliche Sache. Dann pauste ich Hitlerkarikaturen von den Flugblättern ab, zeichnete sie nach und heftete sie auf dem Schulklo an. Auch sehr gefährlich. Die wurden sofort abgerissen und konfisziert.

Unser Klub hiess die «Stiebierbande» – nach «Stibium», einer chemischen Substanz, die in der Medizin als Brechmittel verwendet wurde. Wir waren richtige Sprengstoffkundler und sammelten englische oder amerikanische Bomben, wo immer sie abgeworfen worden waren. Stabbrandbomben, Phosphorkanister, auch Sprengbomben kleineren Kalibers. Zum Teil lagen sie im Moor, wo die Aufschlagzünder nicht gezündet hatten.

Ich hatte einen Freund, Klaus Staats, der hatte feine Radiobastlerfinger. Mit dem liessen wir diese ganzen Sprengstoffe ablaufen, füllten sie ab und verwendeten sie für uns. Er hatte sich mehrere Bordkanonen und Maschinengewehre von abgestürzten amerikanischen und englischen Flugzeugen besorgt. Wir dachten, irgendwann, wenn sie uns kriegen, dann wird zurückgeschossen.

Auch auf dem Zimmer über meiner Bastelbude, es ist kaum zu glauben, hatte ich eine Glühdrahtzündung, mit Leuchtpatronen. Ich war immer in grosser Furcht, dass sie uns irgendwann abholen würden. Durch einen Druckzünder hätte ich dann die Leuchtpatronen in Gang gesetzt. Es war eine gefährliche Sache und mir ist erst später richtig bewusst geworden, mit welchen Gefahren wir da gespielt haben.

Eigentlich durfte man mit fünfzehn noch nicht eingezogen werden, aber wir kriegten trotzdem einen Einberufungsbefehl. Das muss im April ’45 gewesen sein und ich dachte, jetzt wird es aber verdammt ernst. Wir marschierten alle zum Bahnhof, um den Zug nach Schleswig-Holstein zu erreichen.

Ich hatte damals eine besondere Fähigkeit entwickelt: Ich litt nämlich an einer Vitaminmangel-Parodontose und konnte mir jederzeit Blut unter den Zähnen raussaugen. Früher war das nur eine Juxnummer gewesen, aber jetzt dachte ich, diese Nummer setz’ ich ein, und zuckelte ordentlich dran rum, bis mir das Blut nur so aus dem Mund lief. Jemand rief: «Können wir dir helfen?» Ich sagte nein. Die anderen liefen alle mit vollem Marschgepäck zur Bahn und ich schlich mich nach Hause.

Wir hatten einen Hausarzt, Dr. Mahnke, der auch gegen die Nazis war, ewig sei sein Name in meinem Gedächtnis. Der sagte: «Diese Verbrecher, die Kinder jetzt noch in den Krieg, an die Front, in den Tod schicken», und dann: «Bettlägerig bis Kriegsende!» Das schrieb er natürlich nicht auf, aber das sagte er so und vermerkte auf einem Krankenschein, dass ich ganz lange krank wäre.

Ich sagte zu Beginn, dass das Kriegsende sich in Etappen abspielte: Als ich mich schon gerettet glaubte und im Bett gut aufgehoben, kam eine allerletzte Anforderung. Es gab noch eine Nazi-Organisation, der man beitreten sollte, die hiess «Der Werwolf».

Wir kamen in einem Gasthaus im Nachbardorf zusam-

men. Da war wieder ein höherer HJ-Führer, der rief uns auf und sagte, die Engländer kämen, wären ganz nahe und es würde eine richtig mutige Truppe gesucht, die selbst, wenn die Engländer das Land besetzten, noch hinter den Frontlinien Brücken in die Luft sprengte oder englische Besatzungsquartiere angriff. Da merkte ich, dass ich in ein Lokal voller Verrückter geraten war. Dieser sogenannte Werwolf war nun wirklich das allerletzte Aufgebot, vielleicht sieben, acht Tage bevor die Engländer kamen, Hamburg war schon erobert. Da war ein verrückter Marineoffizier, der noch Panzersperren bauen wollte, um unser Dorf zu verteidigen. Um Gottes willen, dachte ich, nichts wie nach Hause und mich irgendwo verkriechen.

Dann kamen sie. Die englischen Panzer rollten in unser Heimatdorf ein, wir flaggten die weissen Bettlaken und freuten uns. Aus der Krieg! Und dann war Feierabend.

BARBARA RÜTTING

macht als «aparte Schönheit» in der Nachkriegszeit eine rasante Filmkarriere.
Ihr Typ prägt das Frauenbild des deutschen Films.

Aber der Glamour der Filmwelt bedeutet ihr nicht viel.
Ihre Karriere als Schauspielerin hängt sie mit fünfzig an den Nagel.

Sie sympathisiert mit der Friedensbewegung und engagiert sich als radikale Tierschützerin. Für die Grünen zieht sie 2003 erfolgreich in die Politik und wird Alterspräsidentin des bayerischen Landtags.

1927 in Ostpreussen geboren, ist sie siebzehn Jahre alt, als der Krieg zu Ende geht – und eine glühende Verehrerin von Adolf Hitler.

Barbara Rütting

Beten für den Führer

Ich bin in der Nähe von Berlin aufgewachsen, in einem kleinen Dorf, das kein Mensch kennt. Es heisst Wietstock an der Nuthe und hat dreihundert Einwohner. Mein Vater und meine Mutter waren dort die Lehrer der Zwergschule. Sie unterrichteten alle Kinder von sechs bis vierzehn Jahren in einer Klasse. Ich hatte eine herrlich unbeschwerte Kindheit. Wir waren eine richtige Bilderbuchlehrerfamilie, bescheiden, mit Hausmusik und Gedichtelesen. Ich war das älteste von fünf Kindern, ein braves Mädchen.

Später zogen wir nach Ludwigsfelde, zehn Kilometer von Berlin entfernt. Dort habe ich das Kriegsende erlebt. Mein Vater war jetzt Rektor und leider ein überzeugter Nazi – wahrscheinlich weil sein eigener Vater, ein armer Schuhmacher, der an Tuberkulose litt, in einem Berliner Hinterhof sein Dasein gefristet hatte. Mein Vater war aufgewachsen in der Sehnsucht nach einem gesunden Leben in gesunder Natur und wohl auch deshalb auf diese ganze Hitler-Ideologie hereingefallen.

Während der vielen Bombenangriffe auf Berlin verbrachten wir die Nächte im Keller, zwischen Kartoffeln und Rüben. Wir hatten sehr wenig zu essen und haben Halme gestoppelt, das heisst, wir haben übriggebliebenen Hafer von den Feldern geholt, in der Kaffeemühle gemahlen und daraus Wassersuppe gekocht.

Ich bin dann noch kurz zum Osteinsatz eingezogen worden, da war ich gerade mal sechzehn. Bei Meseritz, im heutigen Polen, mussten wir Schützengräben ausheben, unter dem Lärm der immer näher kommenden sowjetischen Panzer. Eines Abends stand ich in strömendem Regen an einer Gulaschkanone und kochte. Eine lange Schlange junger Soldaten wartete auf das Essen. Da kam einer und legte mir seine wärmende Jacke um die Schultern. Ein unvergessliches Erlebnis!

Als die Rote Armee in Ludwigsfelde einrückte, sass ich mit der ganzen Familie verängstigt im Keller. Bei den ersten russischen Lauten guckte ich aus dem Kellerfenster und sah, wie eine Soldatin mit langen, blonden Zöpfen und ein Soldat mit grossen, schwarzen Augen über ein Tulpenbeet sprangen, um es nicht zu zertreten. Ich dachte: Das sollen unsere Feinde sein? Auch das eine einschneidende Erfahrung.

Vergewaltigung ist mir nicht passiert, Gott sei Dank. Es gab ein sicheres Versteck: In die Wand hinter dem Doppelbett meiner Eltern hatten wir ein Loch geschnitten, dahinter war ein Verschlag. Den polsterten wir mit Stroh aus, meine Mutter und ich krochen hinein und Vater schob von aussen das Bett davor. So wurden wir nicht entdeckt.

Einige Wochen bevor die Sowjets einmarschierten, war Hans Rütting, ein alter Freund meines Vaters, bei uns aufgetaucht. Er war als Anti-Nazi nach Dänemark geflüchtet, beim Einmarsch der Deutschen dort verhaftet und im Gefängnis Plötzensee zum Tode verurteilt worden. Nun hatte

man ihn unter der Auflage freigelassen, sich beim Volkssturm zu melden. Stattdessen floh er zu uns und bat meinen Vater, ihn bis zum Einmarsch der Sowjets zu verstecken.

Als wir gemeinsam mit diesem Hans Rütting im Keller sassen, machte der meinem Vater klar, welcher Ideologie er eigentlich aufgesessen war. Ich, das Jungmädel, das seinem «Führer» gerade in dieser schweren Zeit die Treue halten wollte, hasste diesen Mann, der sich anschickte, mir den Lebenssinn zu nehmen, meine Ideale zu zerstören, den Glauben an meinen «Führer». Ich vergrub alle meine Jungmädelutensilien – Schlips und Knoten, Liederbücher – im Garten, um sie später, «wenn der Führer uns befreit hat», wieder auszubuddeln. Bei meinem Vater begann der Glaube an Hitler bereits zu bröckeln. Es sollte noch dauern, bis auch meine Welt zusammenbrach.

Wir Kinder waren es gewohnt, gefragt zu werden: «Würdest du Vater und Mutter für den Führer opfern?» Natürlich sagten wir ja, wir hätten alles für den «Führer» getan. Ich wäre auch bereit gewesen, mich für ihn mit einer Bombe in die Luft zu sprengen.

Ich erinnere mich noch genau, was ich damals jeden Abend gebetet habe: «Doch das schönste Engelein / mit dem lichten Gottesschein / und dem silbernen Gefieder / sende unserm Hitler nieder. / Es behüte seinen Schlummer / und verscheuch ihm allen Kummer / dass er morgens froh erwache / und sein Deutschland glücklich mache. / Lieber Gott, mit starker Hand / schütze unser deutsches Land!»

Hans Rütting schlug nach dem Einmarsch der Roten Armee vor, mit mir und meinem ältesten Bruder in den Westen zu gehen. Der Rest der Familie sollte später nachkommen. Kurz darauf geschah es jedoch, dass ein Soldat in mein Zimmer kam, wahrscheinlich wollte er mich vergewaltigen. Mein Vater schrie: «Kommandant!» Der Soldat stürmte hinaus, schoss aber vor lauter Wut ins Zimmer und traf meinen Bruder ins Bein. Deshalb konnte er nicht mit uns gehen.

Rütting und ich liefen am 17. Mai allein los, mit dem Rucksack von Ludwigsfelde bis nach Flensburg. Von dort aus wollte er gleich weiter nach Dänemark. Er besass einen Ausweis als «displaced person», in den ich einfach als seine Frau eingetragen wurde. So blieben wir unbehelligt und konnten täglich etwa sechzig Kilometer marschieren.

Rütting war als Bibliothekar ein sehr belesener Mann. Er erzählte mir von Franz Werfel und Stefan Zweig, auch von Thomas Mann, der mir vorher in der Schule als Vaterlandsverräter geschildert worden war. Für mich fing eine ganz neue Lebensphase an. Ich war geradezu begierig nach Wahrheit, nach Wissen.

Der grosse, einschneidende Moment kam dann unterwegs in einem Flüchtlingslager: Nachts lag ich neben einer belgischen Jüdin, die Schreikrämpfe bekam, weil sie im Traum immer wieder erlebte, wie ihre Kinder von SS-Leuten in die Luft geworfen und abgeschossen wurden. Ich hielt diese Frau in den Armen, meine heile Welt war nun endgültig zusammengebrochen.

In Flensburg war ich auf mich allein gestellt. Ich meldete mich beim Roten Kreuz, das mich einer dänischen

Familie als Dienstmädchen zuteilte. Ich lernte schnell deren Sprache und wurde an die dänische Bibliothek weitervermittelt. Dort konnte ich meine Sprachkenntnisse perfektionieren und zusätzlich eine Ausbildung in dänischer Stenographie und Maschinenschreiben machen.

Mein Vater war inzwischen von zu Hause abgeholt worden, zu einer Umschulung, wie es hiess. Hans Rütting schlug vor, eine Scheinehe einzugehen. Wenn wir verheiratet wären, könne er vielleicht bei den neuen Machthabern etwas für meinen Vater erreichen. In einer abenteuerlichen Aktion holte er mich nachts über die grüne Grenze nach Dänemark, ohne Pass. Von einem seiner Freunde, einem Pfarrer, wurden wir illegal getraut. So bekam ich seinen Namen – den habe ich auch später, nach unserer Trennung, beibehalten, mich aber Barbara genannt statt Waltraut, wie ich eigentlich hiess. Meinem Vater hat die Scheinehe nicht mehr geholfen, er war bereits gestorben und in einem Massengrab verscharrt worden. Das haben wir aber erst später erfahren.

Ich habe so vieles mit ihm nicht aufarbeiten können. Das hat mich jahrzehntelang sehr gequält: «Warum hast du uns so erzogen, Vater?» «Und warum hast du nichts dagegen getan, Mutter, du hast es doch besser gewusst?» Meine Mutter sagte später, man gehe halt immer den Weg des geringsten Widerstands. Da habe ich für mich entschieden, nie, nie, nie den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Das hat mein ganzes späteres Leben geprägt. In Mutlangen habe ich gegen die Stationierung von Pershing-II-

Raketen demonstriert, in Wackersdorf gegen den Bau der Wiederaufbereitungsanlage für Atommüll und seit Anfang der achtziger Jahre gegen Tierversuche. Immer wieder bin ich den Weg des grössten Widerstands gegangen.

Wie viele Familien brach damals auch unsere Familie auseinander – diese gesunde, liebe, sehr anständige Familie. Wir hatten die «deutschen Tugenden» gelebt: diszipliniert und bescheiden sein, geben, nicht nehmen. Wenn ich heute meine Geschwister wiedersehe, die immer noch im Osten, im Gebiet der ehemaligen DDR leben, dann fällt mir auf, dass sie so geblieben sind. Ich versuche das natürlich auch.

1952 wurde die Scheinehe mit Hans Rütting aufgelöst. Ich ging zurück nach Berlin, gab in einem Filmstudio ein paar Fotos ab, wurde zu Probeaufnahmen eingeladen und bekam gleich eine Hauptrolle als Flüchtlingsmädchen. Ich habe das gespielt, was ich war. So begann meine Karriere.

Eigentlich wollte ich Ärztin werden. Als Gesundheitsberaterin bin ich nun doch beim Heilen gelandet, über den Umweg der Schauspielerei.

TANA SCHANZARA,

eine Ikone des Theaters.
Von den Kritikern wird sie liebevoll die «Ruhrpott-Duse» genannt.

Mehr als fünfzig Jahre lang gehört sie am Bochumer Schauspielhaus zum Ensemble. Sechs Intendanten hat sie überstanden.

Für Kino und Fernsehen wird sie in den siebziger Jahren entdeckt. Aber ihre Heimat bleibt das Theater.

Geboren wird sie in Kiel, 1925.
Der Hang zum grossen Auftritt ist Familienerbe: Mutter und Vater sind Opernsänger.
Beide keine Sympathisanten des Naziregimes.

Mit achtzehn wird sie zum Arbeitsdienst verpflichtet und landet bei der Luftüberwachung.

Tana Schanzara

Äppelfahrt

Drei Tage nach dem Abitur, im März ’44, bekam ich meinen Stellungsbefehl. Ich wollte natürlich nicht. Meine Mutter sagte: «Ich verstecke dich im Kämmerchen.» Aber das konnte man nicht machen, damals waren die Nachbarn so gegeneinander, dass meine Mutter, eine Schweizerin, sowieso schon mit einem Bein im KZ stand. Alles, was nicht hitlermässig gut war, wurde gemeldet.

Wir wohnten in Köln und nun musste ich los, durch ganz Deutschland bis nach Regenwalde in Hinterpommern. Zuerst ging’s zum Arbeitsdienst. Etwa ein halbes Jahr lang waren wir Arbeitsmaiden, mussten Rüben ziehen, auf Feldern, die so lang waren, dass man das Ende gar nicht sehen konnte. Anfangs waren die Rüben so klein, dass man auf Knien rumrutschen musste. Immer eine Rübe sollte stehen bleiben, die daneben sollten rausgerissen werden. Wir arbeiteten in sengender Hitze, die Mädchen fielen um wie die Fliegen. Auch zu Bauern wurden wir geschickt, um bei der Arbeit zu helfen und die Kühe zu hüten.

Dann kam der Befehl: Wir sollten an die Front geschickt werden, als Soldatinnen. Also kriegten wir Uniformen und kamen in eine Stellung in einem total zerbombten Wald. Keiner von uns durfte wissen, wo wir waren. Überall hingen Plakate: «Vorsicht, Feind hört mit!» Die Post wurde

uns heimlich über andere Stellen zugeteilt. Niemand durfte wissen, wo ich war, auch meine Eltern nicht. Wenn man Zahnschmerzen hatte, wurde man nach Stettin zum Zahnarzt geschickt. So haben wir rausgekriegt, in welcher Gegend wir waren.

All das passierte wegen dieser ganz geheimen Sache, der Vergeltungswaffe, die bis zum Schluss als Gerücht rumgeisterte. In Peenemünde wurde erfunden, womit sie angeblich bis nach London schiessen konnten, eine geheimnisvolle Waffe – die sollte alles zerstören können.

Ich war in der Auswertung. Da gab's Landkarten mit Feldern, die mit «a b c d e» beschriftet waren – wir hatten Kopfhörer auf und kriegten gesagt: «Von a7 nach b8.» So mussten wir die Routen feindlicher Fluggeschwader verfolgen und auf der Karte markieren. Es waren riesige Pulks, die jede Nacht aus England kamen.

Die Unseren hatten besondere Flugzeuge, sogenannte Nachtjäger, das war überhaupt der Clou damals: Sie dachten, dass sie den Krieg damit noch gewinnen können. Die Nachtjäger wurden vom Oberleutnant angewiesen, in die feindlichen Pulks reinzufliegen. Diese Maschinen waren so klein, dass nur ein Mann hineinpasste – und die mussten dann aufsteigen, um die Riesenbomber aus England abzuschiessen, es war der helle Wahnsinn. Diese armen Menschen, das hat vielleicht ein, zwei Mal geklappt – dann wurden die Männer wie Götter gefeiert, das Lametta hing ihnen um den Hals und sie bekamen Ritterkreuze – aber meistens ging's schief.

Unsere Stellungen waren in den Boden gegraben, oben

rasselten die Bomben – dass man da nichts abgekriegt hat, ist überhaupt nicht zu fassen.

Der Krieg ging weiter, es wurde immer schlimmer, und als die ersten russischen Panzer gesichtet wurden, mussten wir die Stellung aufgegeben. Man verfrachete uns «schnell, schnell» in Lastwagen und brachte uns nach Lübeck in eine riesige Kaserne, die Hubertuskaserne, wo sich Offiziere mit ihren Frauen und Kindern zusammenfanden, und nun auch wir Maiden. Man schlief wie beim Arbeitsdienst in Stockbetten, eine unten, eine oben.

Wir mussten nun auch noch funken lernen – «dada didit, dada didit», solche Sachen zum Beispiel –, weil die nicht glauben wollten, dass es bald aus ist. Die gaben nicht auf, dachten, es wird noch mal was. Wir blieben, bis es gar nicht mehr ging. Am Tag vor Führers Geburtstag sagte man uns dann: «Ihr könnt gehen. Geht nach Hause!» Aber gehen Sie mal von Lübeck nach Hause, wenn das Zuhause am Bodensee ist. Ich war damals neunzehn und zudem ein Mädchen! Ich stand da und wusste nicht, wie ich zu meinen Eltern kommen sollte. Aus Köln waren sie längst geflohen, an den Bodensee, wo meine Mutter ein Haus hatte. Dort war der Krieg natürlich nicht so schlimm.

Ich musste gen Osten, im Westen waren schon die Engländer. Es fuhren nur Bummelzüge, die dauernd haltmachten. Und immer wieder kamen Tiefflieger, dann musste man rausrennen, sich hinter der Böschung verstecken, dann schnell wieder in den Zug und weiter.

Ich kam am selben Abend noch nach Berlin und fragte dort: «Wie kommt man hier weiter zum Bodensee?» – «Ja, da müssen Sie erst mal hier warten», sagte man mir. Es war der Abend, an dem Goebbels diese salbungsvolle Rede hielt. Wir sassen am Anhalter-Bahnhof, der war nur noch eine Ruine. Es gab dort einen Keller, in dem die Leute Schutz suchten. Man hörte aus einem kleinen Volksempfänger: «Ja, der Führer, unser Führer...» Eine Rede, so salbungsvoll, als würde doch noch alles wieder gut werden – furchtbar!

In einem Wagen musste ich mir ein «Laissez-passer» holen. Die Männer dort, Offiziere, behaupteten, sie hätten jetzt zu befehlen. Mein Papier bekam ich jedenfalls und damit stieg ich in den Zug, der nach Süden ging.

Kurz nachdem wir Berlin verlassen hatten, kamen wieder Tiefflieger. Die Soldaten verliessen den Waggon und setzten sich an den Waldrand, wollten dort warten, bis der Zug weiterfuhr. Plötzlich nahm mich ein junger Offizier an der Hand und riss mich hinter sich mit in den Wald, ganz tief hinein. Ich sah Anemonen und riesige schöne Bäume. «Runter!», sagte er, «Hinlegen!», weil die Tiefflieger lärmten. Als wir zurückkamen, sassen die Soldaten noch genauso am Waldrand wie vorher – der Tiefflieger war hier vorbeigeflogen, hatte eine Garbe abgefeuert, und jetzt hing den Männern das Gehirn heraus. Das war das Schlimmste, was ich je gesehen habe.

Der junge Offizier und ich liefen weiter. Er nahm mich wieder an die Hand, ohne ihn hätte ich das alles nicht geschafft. Diesem netten Mann habe ich mein Leben zu verdanken.

Der Zug fuhr und fuhr, und als es schon dunkel war, ka-

men wir nach Torgau. Wir stiegen aus, liefen auf der Stadtmauer entlang und hörten, wie auf der einen Seite die Russen und auf der anderen die Amis schossen.

Der Offizier hatte eine Taschenlampe dabei, das war unser Glück. Als ein grosser Wagen angefahren kam, knipste er sie an und winkte, bis der Wagen hielt. Wir durften hinten in den Anhänger klettern, da waren lauter Perserteppiche und jede Menge Antiquitäten drin. Ich glaube, es waren reiche Berliner oder Leute von der Regierung auf der Flucht.

Schliesslich landeten wir in Prag. Wieder war es Abend und Prag war hell erleuchtet. Auf dem Wenzelsplatz gab es ein Hotel, das hatte runde Fenster und drinnen spielte ein Geiger – der Wahnsinn! Hier bekam ich ein herrliches Zimmer, mit einer grün-seidenen Bettdecke. Ich dachte, ich bin im Himmel. Das kannte man ja alles gar nicht mehr.

Der Offizier war mit mir von Prag dann fast bis nach München unterwegs. Wir waren noch in Uniform, unsere Embleme, den Adler, hatten wir abgeschnitten, damit keiner merkte, dass wir geflohen waren. Ich hatte eine Decke bei mir, die ich mir als Rock umband, damit man uns nicht sofort als Soldaten erkannte. Kurz vor München floh der Offizier in die Berge und ich musste allein weiter.

Irgendwann kam ich schliesslich am Bodensee an, in Markdorf, das ist am Gehrenberg. Oben stand unser Haus, ich rannte den Berg rauf und meine Mutter rief in ihrem Schweizer Dialekt: «Jesses, Jesses, Muckel isch do!»

Erst mal war ich ein paar Tage sicher, dann kamen auch hier die Amis und Franzosen und ballerten rum. Meine Mutter hängte ein Betttuch raus: «Schwyz, Schwyz!», rief sie und winkte mit dem weissen Tuch. Ein paar Tage später war der Krieg aus.

Einige der Soldaten wurden bei uns einquartiert und wir mussten für sie kochen. Die haben immer irgendwo Sachen requiriert, es gab regulär ja überhaupt nichts. Sie gingen über Land, brachten etwas zu essen mit und wir mussten es dann herrichten. Die Herren Offiziere sassen an einer langen Tafel und waren sehr zufrieden. Wir hatten seltsamerweise eine mohammedanische Bedienung mit Turban auf dem Kopf, damals hab' ich ein bisschen kochen gelernt.

Wir sind noch etwas geblieben, aber eigentlich wollten wir heim, nach Köln. Es ging wieder los mit der «Äppelfahrt»: Stück für Stück, immer wieder aussteigen und auf den nächsten Zug warten. In der Not sind wir auf Güterloren gestiegen. Die Züge bestanden meist nur aus solchen Loren, Transportwagen, in denen Kohle lag und die nach oben hin offen waren. Man kletterte rauf oder wurde hochgezogen, sass dann auf diesen Kohlen oder legte sich in die Kohlen hinein. Das Ding fuhr los, aber nach einiger Zeit hielt es wieder. Es hiess, es ginge nicht weiter, und so musste man sehen, wo man bleibt.

Einmal hielten wir jemanden an, es war ein schwarzer Ami. Wir waren schon kurz vor Köln und der nahm uns ein ganzes Stück mit. Er musste gar nicht in die Stadt, aber er brachte uns trotzdem hin. In Köln, am Ebertplatz, stiegen wir aus und bedankten uns ganz herzlich. Dort waren

andere Amis, die sagten: «Jesus Christ, how can you give your hand to a nigger!» Dabei war der ganz entzückend, der uns da gefahren hatte.

Jetzt waren wir wieder daheim. Das Haus stand noch, es war zwar ziemlich lädiert, aber es stand, viele Möbel waren weg, aber wir lebten.

In Köln waren neben den Amerikanern auch die Engländer. Die waren sehr, sehr nett zu uns. Es war wirklich die Befreiung von diesem Regime, von diesem Schrecken. Das Schlimmste wäre gewesen, wenn die Deutschen den Krieg doch noch gewonnen hätten und wir uns von diesem Hitler hätten weiter unterjochen lassen – um Gottes willen. Dass das überhaupt so weit kommen konnte, dass der überhaupt an die Macht gekommen ist, unmenschlich. Und jeder, der nur wagte, irgendwas darüber zu sagen, der war schon drin im KZ. Es waren lauter Spitzel um einen herum, die sich einen weissen Fuss machen wollten bei den Hitler-Leuten.

COCO SCHUMANN

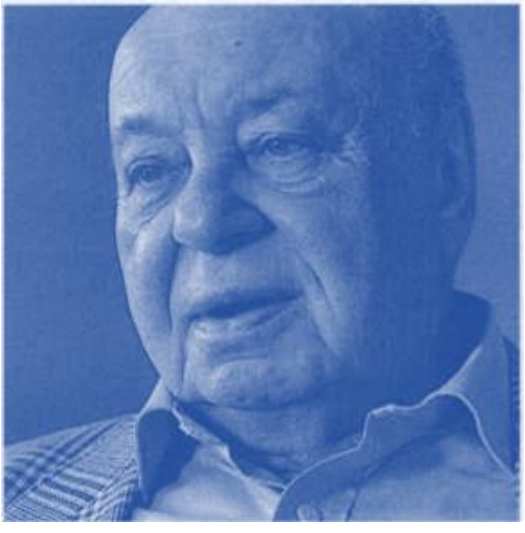
verdankt der Musik sein Leben.
Theresienstadt und Auschwitz hat er überlebt, in der Lagerkapelle. «La Paloma» musste er spielen, wenn die Häftlinge in die Gaskammern getrieben wurden.

Schon in jungen Jahren galt er als Nachfolger des legendären Jazzgitarristen Django Reinhardt.

Geboren wird er 1924 im Berliner Scheunenviertel als Heinz Jacob Schumann, genannt Coco.
Seine Mutter ist Jüdin.

Während der Nazizeit tritt er illegal in Berliner Jazzclubs auf.
1943 wird er verhaftet und deportiert.

Kurz vor Kriegsende landet der Zwanzigjährige in einem Aussenlager des KZ Dachau.



Ku'damm / Ecke Uhlandstrasse

Eines Tages kam der Befehl, das Lager in Kaufering zu räumen. Wir bekamen jeder eine dünne Wolldecke und ein halbes Brot. Und dann gingen wir. Kaufering liegt in Bayern, nicht weit von München, es war Ende April und noch sehr kalt. Wir mussten durch Wälder marschieren und nachts auf der Erde schlafen, mit dieser dünnen Decke. Ich war so steifgefroren, ich konnte morgens kaum aufstehen. Wenn einer nicht mehr weiterkonnte, dann hörten wir hinten Schüsse. Diese SS-Leute mit ihren Schäferhunden waren ständig um einen herum und im Hinterkopf hatte man immer: «Laufen, nur nicht Umfallen, sonst wirst du erschossen!»

Einer hat mal versucht zu fliehen, ein Tscheche. Den haben sie mit dem Revolver in den Unterleib geschossen, auf eine Mistkarre gesetzt und übers Pflaster gefahren. Das war der reinste Horror. Man konnte gar nicht weiter denken, weil man nie wusste, was in den nächsten fünf Minuten passiert, ob sie nicht anfangen rumzuschiessen. Wir waren alle halbverhungert, bis aufs Skelett abgemagert, und wir hatten natürlich riesige Angst. Aber da ich schon eine ganze Weile in Lagern gewesen war, auch in Auschwitz, hatte ich so langsam gelernt, mit dieser Angst umzugehen und nicht mehr daran zu denken, dass man jederzeit umgebracht werden könnte. Die Angst war natürlich trotzdem immer da.

Eines Morgens wachten wir auf und stellten fest, dass

fast alle SS-Leute weg waren. Einer der Übriggebliebenen kam zu uns und sagte: «Kinder, macht mir mal die Achselklappen ab, ich war doch immer gut zu euch ...» Ich wusste gar nicht, wer das war. Dann hörten wir auf einmal Panzergeräusche und der SS-Mann sagte: «Jetzt alles hinlegen und mucksmäuschenstill! Wenn die hören, dass hier jemand ist – es sind unsere Leute von der Wehrmacht, die zurück in die Etappe fahren –, dann schiessen die hier rein!» Wir haben uns ganz ruhig verhalten.

Nach einer Weile hörten wir wieder Panzergeräusche, einer guckte raus und sagte: «Die Amerikaner!» Ich sehe das heute noch vor mir, da war ein Feldgeistlicher, also ein Pfarrer, gleich im ersten Panzer. Als er uns sah, stieg er aus und kam in die Baracke. Er hatte Tränen in den Augen, stieg auf den Tisch und segnete uns. Wir konnten gar nicht fassen, dass wir frei waren und keiner mehr mit einem Gewehr hinter uns stand.

Dann bekam ich Flecktyphus, aber Gott sei Dank war ich ja nicht mehr im Lager. Flecktyphus wird von Läusen übertragen, durch Läusestiche, und ist meistens tödlich. Wir waren alle verlaust. Vorher, im Lager, hatte ich mir Chlor besorgt und um meine Schlafstelle gestreut – wir schliefen auf Stroh und Brettern. So hatte ich im Lager keinen Flecktyphus bekommen, aber nun. Ich sehe es noch heute vor mir, wie ich damals mit vielen anderen auf einem Leiterwagen sitze – auf dem Weg ins Lazarett. Das war bei Wolfratshausen, in Fürstenried, ein früheres Wehrmachtslazarett, jetzt waren dort ungarische Ärzte. Wir alle hatten Flecktyphus.

Nie im Leben werd' ich das vergessen. Ich hatte ganz lange über vierzig Grad Fieber, sah auf einmal eine sonnenüberflutete Wiese und meine Eltern, die mich riefen. Ich hatte meine Eltern jahrelang nicht mehr gesehen, jetzt sah ich sie deutlich vor mir und hörte auch ihre Stimmen. Als ich wieder zu mir kam, sass eine Krankenschwester an meinem Bett. Sie sagte: «Jetzt hat er's überstanden.» Von unseren Leuten haben nur zwei überlebt, noch jemand und ich.

Eines Tages, als es mir besser ging, bin ich dann zu den Amerikanern gegangen, zur Kommandantur. Ich sagte: «Ich möchte zurück nach Berlin.» Prompt bekam ich einen Ausweis, der belegte, dass ich im KZ gewesen und kein Nazi war. Mit Güterwagen und allem Möglichen bin ich mitgefahren, ich fragte mich durch und landete eines Tages schliesslich in Berlin. Ich wusste, in der Nähe von Pankow, da wohnt ein Onkel von mir. Ob meine Eltern noch lebten, wusste ich nicht. Als ich zum Onkel kam, fiel er mir um den Hals und sagte: «Du, die beiden leben noch.» Er hatte ein Pferdefuhrwerk, damit brachte er mich nach Halensee, wo meine Eltern wohnten. Das war's dann, ich war wieder zu Hause.

Alles war in Trümmern, in Berlin stand nichts mehr. Kein Haus war unbeschädigt und es fuhr keine Strassenbahn. Ich bin durch diese Trümmerlandschaft den Kurfürstendamm hochgelaufen und hörte auf einmal rechts von mir Musik. Ich dachte, war das hier nicht Ku'damm / Ecke Uhlandstrasse? Dann sah ich, dass an einem Haus «Ronny-Bar» dranstand. Der Sound war mir sehr vertraut, ich dachte, das kann doch nicht wahr sein, und ging hinein. Und da

waren sie, meine Freunde, mit denen ich früher Musik gemacht hatte: Joe Glaser, der Schlagzeuger, der Bassist John Klink und Bully Buhlan am Klavier – und andere, auch ganz berühmte Leute, die jetzt für die Amerikaner spielten. Als sie mich sahen, wurde es totenstill. Sie hatten alle gedacht, ich sei im KZ umgekommen. Wie einen Geist guckten sie mich an. Und dann spielte ich mit ihnen zusammen, es war der Wiederbeginn meiner Karriere.

Ich hab eine ganze Weile gebraucht, bis ich fassen konnte, dass ich befreit war. Mein Motto war immer: Ich jammere nicht, dass ich drin war, ich jubele, dass ich da rausgekommen bin. Gott sei Dank habe ich diese Natur, es gibt ja Leute, die kommen nie darüber hinweg.

Ich bin dankbar für mein unglaubliches Schicksal. Ich lebe nicht in der Vergangenheit, wie so viele meiner Mithäftlinge. Wenn man in Auschwitz war, kommt man da nicht wieder raus, vielleicht so ein bisschen, wie ich. Ich versuche, aus jeder schlechten Sache noch was Gutes zu machen. Und wann immer ich denke, jetzt verzweifelst du, sagt da hinten eine Stimme: «Denk mal an Auschwitz!» Dann sehe ich, wie klein das Problem ist, im Gegensatz zu dem, was in Auschwitz und Dachau war.

CAROLA STERN

wollte Tänzerin werden. Oder Schauspielerin.
Aber sie wird Lehrerin in der DDR.

1951 flüchtet sie nach West-Berlin. Später, in der Bundesrepublik, wird sie eine der bekanntesten deutschen Journalistinnen.

In Ahlbeck auf der lnsel Usedom, der «Badewanne» der feinen Berliner Gesellschaft, ist sie 1925 geboren.

Als Hitler an die Macht kommt, ist sie sieben Jahre alt. Begeistert von den Ideen der Nazis, wird sie mit zwölf Jungmädelführerin.

Im Frühjahr '45 flüchtet sie mit Mutter und Cousin vor den sowjetischen Truppen.

Carola Stern

Die Hundertfünfzigprozentigen

Ich erinnere mich noch ganz genau. Es war der 2. Mai 1945, am frühen Nachmittag. Meine Mutter, mein vierzehnjähriger Vetter Hans und ich zogen mit vielen anderen Flüchtlingen auf einer Mecklenburger Landstrasse in Richtung Westen. Wir hatten furchtbare Angst vor den Russen, wir glaubten, die würden die Frauen vergewaltigen und uns dann alle umbringen. Also hiess es: Bloss nach Westen, bloss nach Westen!

Dann kamen russische Panzer auf uns zu. Alle Flüchtlinge, auch wir, rannten von der Strasse zu einer nahegelegenen Wiese. Eine alte Frau rief: «Wir müssen die Hände hochheben, wir müssen zeigen, dass wir uns ergeben!» Alle hoben die Hände. Aber die Russen beachteten uns überhaupt nicht, sie fuhren ganz ungerührt an uns vorbei. Ich stand etwas dämlich da herum und dachte: Das war nun also deine Kapitulation.

Im Frühjahr ’45 war ich neunzehn Jahre alt. Als die alliierten Truppen die deutschen Grenzen überschritten hatten, da wusste ich, dass der Krieg verloren war. Aber meine Mutter ging immer noch einmal in der Woche in den Wald. Sie lernte bei unserem verkrüppelten Ortsgruppenleiter von der NSDAP schiessen, um uns gegen die Russen verteidigen zu können. Am 20. April hörten wir im Radio eine Goebbels-Rede. Er sagte: «Berlin bleibt deutsch! Wien wird wieder deutsch! Der Sieg ist unser!» Meine Mutter

sagte: «Gott sei Dank, jetzt kommen die Wunderwaffen.» Ich sagte: «Mutti, glaubst du das im Ernst?» – «Ja! Denkst du etwa, dass der Mann uns in dieser Situation belügt?» – «Ja», sagte ich, «das denke ich.»

Eine Woche später machten wir uns mit zwei Handwagen, die mit Koffern beladen waren, auf die Flucht vor den Russen. Kurz vor dem Ahlbecker Bahnhof kam uns ein alter Mann entgegen. Er lachte höhnisch: «Die Hundertfünfzigprozentigen hauen als Erste ab.» Da wusste ich, jetzt gehören wir nicht mehr zu den Siegern, sondern zu den Besiegten. Aber weiter hatte man keine Zeit nachzudenken.

Wir erreichten noch einen der letzten Personenzüge und kamen damit bis Stralsund. Dort ging es nicht weiter, es fuhren keine Personenzüge mehr. Wir standen stundenlang dort herum, bis schliesslich immerhin ein Güterzug kam. In den Waggons lagen verwundete Soldaten auf Stroh, kroatische Hilfsfreiwillige, ein paar Deutsche. Auch Offiziere, Frauen und Kinder waren dabei.

Wir bemerkten, dass die Bremserhäuschen am Ende der Waggons leer waren. Das war unsere Chance: Wir liessen unsere Handwagen stehen, hievten das Gepäck in so ein kleines Bremserhäuschen hinein und kletterten hinterher. So fuhren wir dann mit dem Güterzug weiter Richtung Westen. Unterwegs blieb der Zug aber wieder stehen. Die hungrigen, verwundeten Soldaten kamen aus ihren Waggons und humpelten zum Proviantwagen. Dort gab’s Würste und Speck, Schinken und Butter! Natürlich wollten sie den Wagen stürmen.

Davor stand aber ein Feldwebel mit einer Pistole und rief: «Wer mir zu nahekommt, wird sofort erschossen!» Keiner hatte den Mut, sich ihm zu nähern.

Gegen Mittag kamen wir in Rostock an. Der Zug hielt in der Nähe des Hauptbahnhofs, und wir fingen nun an, ganz nüchtern unsere HJ-Ausweise in kleine Stücke zu schneiden und nach draussen zu werfen. Meine Mutter warf sogar einen Orden weg, den sie für Verdienste an der Heimatfront verliehen bekommen hatte. Mit einem Mal sagte sie, während sie aus der Luke sah: «Guckt mal, da kommen deutsche Panzer! Jetzt gehen die zum Gegenangriff über!» Wir guckten raus und sagten: «Nee Mutti, das sind die Russen.» Dann hörten wir auch schon Geschützlärm und sahen, wie sich die Panzer auf den Zug zubewegten. Alle, die irgendwie noch laufen konnten, sprangen nach draussen. Wir liessen unser Gepäck im Zug zurück und liefen über eine Wiese, irgendjemand schrie: «In Ludwigslust, da sind die Amis!» Alle wollten zu den Amerikanern, bloss weg von den Russen.

Wir landeten auf einer Landstrasse. Plötzlich kam ein Lastwagen, auf dem waren sechs, sieben Hitlerjungen mit Gewehren oder Maschinenpistolen – sie fuhren dem Feind entgegen. Das fanden wir grossartig und riefen: «Bravo Jungs, bravo Jungs!»

Am Abend kamen wir bei einem Bauern in der Scheune unter und legten uns ins Stroh. Nach ein, zwei Stunden öffneten sich die Scheunentore, herein kam ein ganzer Trupp holländischer SS-Freiwilliger, die auch auf der Flucht waren. Einer legte sich neben mich, und mitten in der Nacht

bemerkte ich, wie er mit der Hand mein Gesicht streichelte, erst die Haare und Wangen, dann öffnete er meine Bluse und strich mir über den Busen. Ich hatte so etwas noch nie erlebt. Aber ich dachte, vielleicht werden wir in zwei, drei Stunden alle tot sein. Wie schön ist es da, jetzt noch diese Zärtlichkeit zu erleben. Ich drückte seine Hand und strich ihm über die Haare.

Ganz früh um sechs weckte mich meine Mutter: «Wir müssen hier weg, wir müssen weg von diesen SS-Leuten, die bringen uns alle um, die Russen, wenn die uns hier sehen.»

Wieder machten wir uns auf den Weg, nun in Richtung Wismar, wieder zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen. Und mit einem Mal rief uns ein Soldat entgegen: «Der Führer ist im Kampf um die Reichskanzlei den Heldentod gestorben!» Meine Mutter fing gleich an zu heulen und mein Vetter, der in einer nationalpolitischen Erziehungsanstalt gewesen war, rief: «Jetzt hat das Leben keinen Sinn mehr!» Ich sagte: «Seid ihr verrückt geworden? Glaubt ihr vielleicht, was der da ruft? Der Mann hat sich das Leben genommen, der hat uns hier im Dreck sitzen lassen und hat sich davongemacht, das ist die Wahrheit!»

Wir gingen schweigend weiter und kamen schliesslich in die Stadt. Dort fanden wir in einer Schweinemästerei einen Platz, auch diesmal oben im Stroh. Mein Vetter hatte aus einem kanadischen Lastwagen – in Wismar waren die Briten und die Kanadier – eine Decke geklaut. Unter der lagen wir nun. Ich besass nur noch das, was ich am Leib trug. Meine Kleidung stank, und ich bekam die ersten Läu-

se. Mich bewegten die widersprüchlichsten Gefühle. Meine Mutter sagte: «Der Führer hat vieles auch nicht gewusst, das waren seine Berater, die haben diese schrecklichen Sachen gemacht.» Ich sagte: «Geh mir los mit diesem Mann! Er hat uns die halbe Welt versprochen, ich wollte Farmerin werden in Deutsch-Südwestafrika. Und was ist nun? Jetzt liegen wir hier im Dreck!» Und dann dachte ich: Haben wir nicht von Treue zum Führer gesungen? Und im Unglück erst recht? Gibt es denn irgendetwas, das wichtiger ist als Treue? Andererseits: Hitler ist doch uns nicht treu geblieben!?

Ich lag da und sagte mir Gedichte auf, Liebesgedichte von Goethe oder meinem Lieblingsdichter Hölderlin, der geschrieben hatte: «Oh Vaterland / Und zähle nicht die Toten! / Dir ist, / Liebes, nicht einer zu viel gefallen.» Ich fragte mich, was für einen Krieg er da wohl besungen hat. Aber jetzt ist Frieden und ich bin jung und kann noch mal ganz neu anfangen, sagte ich mir. Vielleicht steht mir jetzt wirklich die ganze Welt offen.

Erst mal aber ging es nur darum, den nächsten Tag zu überleben. Am 8. Mai ging ich mit meinem kleinen Vetter auf den Marktplatz. Da fand eine Parade statt, eine Siegesparade der Alliierten. Wir standen dort neben halbverhungerten Männern, die noch ihre KZ-Kleidung trugen, und ich dachte wieder nur: Diese Soldaten dort und die KZ-Häftlinge hier, das sind die Sieger, und wir sind die Besiegten, das sollten wir uns nicht ansehen. Also sind wir wieder gegangen.

Wir konnten uns nur schwer daran gewöhnen, dass all das, woran wir geglaubt hatten, nun im wahrsten Sinne des Wortes mit Füssen getreten wurde. Wenn man auf ein Amt wollte, dann musste man beim Treppensteigen über Hakenkreuzfahnen gehen, die auf den Stufen befestigt worden waren. Wir fanden, dass sich das für deutsche Patrioten nicht gehörte, und sind über die Fahnen drübergesprungen. Jetzt werden wir bestimmt verhaftet, dachten wir und wunderten uns, dass niemand davon Notiz nahm.

Nach einer langen Flucht habe ich dann schliesslich im Südharz in einem sowjetischen Raketenforschungsinstitut als Bibliothekarin gearbeitet. Die Wissenschaftler dort waren fast alle Nazis. Aber die Russen kümmerte das überhaupt nicht. Die interessierte nur, ob jemand was von V-Waffen verstand.

Ich erinnere mich daran, dass ich mit einigen technischen Rechnerinnen und Sekretärinnen zusammenstand, als im Herbst 1946 die Todesurteile im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess bekanntgegeben wurden und wir ernsthaft der Meinung waren: «Das sind unsere Leute, die da hingerichtet werden.»

Verblendung vergeht nicht von heute auf morgen. Es ist ein langer und anstrengender Prozess, bis man gelernt hat, ein selbständig denkender Mensch zu sein.

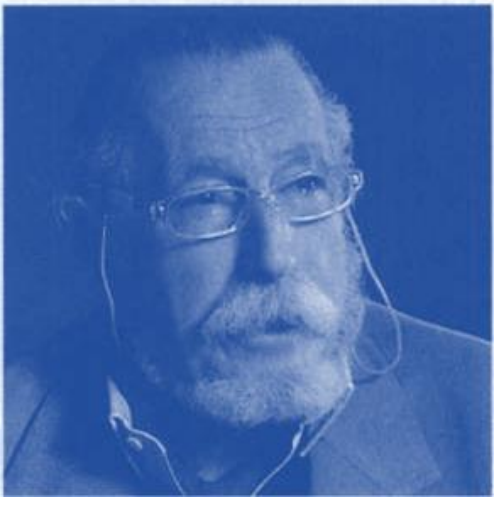
GEORG STEFAN TROLLER,

dem deutschen Fernsehpublikum durch das «Pariser Journal» bekannt. Seine Art, Prominente vor der Kamera zu befragen, hat Massstäbe gesetzt.

In Wien wird er 1921 geboren, als Sohn jüdischer Eltern.

1938, die deutsche Wehrmacht ist in Österreich einmarschiert, verlässt Troller seine Heimat. Es folgt eine jahrelange Flucht vor den Nazis.
1941 gelingt ihm die Ausreise nach Amerika.

Im Frühjahr '45 landet er mit der US-Armee in Deutschland.



Georg Stefan Troller

Sie haben alle nichts gewusst

Ich war amerikanischer Soldat, 1943 hatte man mich zum Kriegsdienst eingezogen. Jetzt kam ich nach Übersee und sollte deutsche Kriegsgefangene vernehmen. Jede Division, jedes Regiment, jedes Bataillon hatte solche Gefangenenbefrager, meistens deutschsprachige Emigranten. Ich gehörte zur 45. Infanteriedivision, 179. Regiment. Von Südfrankreich kommend, durch Saargebiet und Elsass, überquerten wir schliesslich bei Worms den Rhein. Ab da spürten wir, dass wir den Krieg gewonnen hatten. Fahrt durch Bayern, durch das schöne ländliche Hinterland. Bayern mit seinen Zwiebeltürmen und Kirchen: erfülltes Heimweh.

Die Leute rannten vor uns davon, um schnell noch ihre Nazifahnen und Ehrendolche zu vergraben oder zu verbrennen. Unsere Soldaten sprinteten hinterher, um sie daran zu hindern – und um sich die Sachen als Souvenirs unter den Nagel zu reissen.

Der Vormarsch Richtung München ging dann relativ schnell. Was die Nazis selber sieben Jahre zuvor, als sie in Österreich einmarschiert waren, einen «Blumenkorso» nannten, das konnten wir jetzt im Gegenzug auch wahrnehmen: Die Menschen standen an den Strassenecken und winkten uns zu. Kinder schrien nach Schokolade und Kaugummi, die Erwachsenen nach Zigaretten.

Feindliche Gefühle gab es kaum. Wir wurden nur immer wieder gefragt: «Warum seid ihr nicht mit uns gegen die Roten marschiert? Das wäre doch der richtige Krieg gewesen, jetzt seid ihr im falschen. Was haben wir euch getan?»

Ende April erreichten wir München, das durch die Luftangriffe stark zerstört war. Ich erinnere mich an die Nacht, als wir mit unserem Jeep einrollten. Die Stadt war zum Teil meterhoch mit Trümmern bedeckt. Hier sollte angeblich der Mittelpunkt einer Alpenfestung sein, wo Hitlers letzter Widerstand hätte stattfinden sollen. Aber nichts dergleichen. Es gab keine Alpenfestung, keinen letzten Widerstand. Das Ganze war vielleicht nur die letzte geniale Erfindung von Goebbels.

Am 1. Mai fuhren wir hinaus nach Dachau. Zwei oder drei Tage zuvor hatten andere US-Einheiten das KZ befreit. Das, was da passiert war, hätten wir kaum geglaubt, wenn wir es nicht mit eigenen Augen gesehen hätten. Man hatte immer gehofft, es wären wirklich nur Arbeitslager gewesen, nicht Straflager und nicht Todeslager.

Ich sah Männerskelette, die in grotesken Verrenkungen halbnackt herumlagen, wie Wachspuppen sahen sie aus. Die meisten Leichen, es waren Hunderte, lagen in offenen Güterwagen herum, zum Teil mit Schnee bedeckt. Es waren Häftlinge aus anderen Lagern, aus Grossrosen oder Buchenwald. Wochenlang waren sie unterwegs gewesen, ohne Wasser und Nahrungsmittel. Vor Hunger wie von Sinnen hatten sie sich gegenseitig Blut abgezapft, um sich

davon zu ernähren. Kannibalismus. Sie waren entweder erfroren oder verhungert. Wir wussten nicht, dass Menschen so ausschauen können.

Die wenigen Insassen, die überlebt hatten, standen apathisch auf dem Lagergelände herum. Sie hatten einige der SS-Wärter ermordet, die lagen jetzt zusammen mit den anderen Leichen da, manche waren kastriert.

Grausamkeit hat ja immer auch mit Sexualität zu tun, mit Sadismus, sexuellem Sadismus. Ich fotografierte wie ein Verrückter, alle anderen Amerikaner auch. Warum? Fotografieren oder Filmen bedeutet ja einerseits, sich das Vorhandene einzuverleiben, andererseits, es sich auf Distanz zu halten. Durch das Objektiv kann man sich mit Dingen konfrontieren, die man sonst nicht direkt anschauen könnte.

Wieder zurück in München suchten wir den Weg zu Hitlers Wohnung, in der Prinzregentenstrasse, erster Stock, glaube ich.

Sehr fein, das Feinste vom Feinen. Hitler wusste, wie man sich gut einrichtet. Die Wohnung war natürlich zum Teil schon leer, denn alles war ja entweder auf seinen Obersalzberg oder nach Berlin geschafft worden. Immerhin, da stand er: der komplette Karl May, der ihn so inspiriert hatte. Und da lag auch ein Briefchen mit einem längst vergilbten Veilchenstrauss: «Lieber Führer, von meinem letzten Taschengeld sende ich Ihnen dieses Sträusschen.» Ein anderer Brief war unterzeichnet von sämtlichen Nazigrössen, Goebbels, Göring, Himmler, ein Treuegelöbnis zum Hitlerputsch: «In dieser schweren Stunde, mein Füh-

rer, versichern wir Sie unserer ewigen Freundschaft und Ergebenheit.» Und so weiter, na ja. Ich schrieb auf Hitlers Briefpapier einen Brief an meinen Vater in New York. Ich fand das witzig, er nicht. «Ich will so was nicht im Hause haben!», sagte er und verscherbelte den Brief sofort für fünfundzwanzig Dollar. Heute wäre er wahrscheinlich sehr viel mehr wert.

Wir fanden auch das Haus von Eva Braun: Bogenhausen, feiner Vorort, Luxusvilla, völlig leer. Sie hatte wirklich alles rausgeschafft, mit Ausnahme eines Panzerschranks. Und in dem war nur ein Buch: Morgensterns *Galgenlieder*.

Als Befragungsteam hatte man gewisse Freiheiten – anders als andere Soldaten – und durfte ein bisschen tun, was man wollte. Wir nahmen den Jeep, fuhren hinaus zum Starnberger See und besuchten Hans Albers. Ohne Haare und ein bisschen dick geworden, aber immer noch ein vergnüglicher Mensch, erzählte er uns, Goebbels hätte von ihm verlangt, er solle für den Staatsbesuch von König Boris von Bulgarien seine Villa frei machen. Und er hätte geantwortet: «Ich bin selber ein König!» Also ein gefährlicher Akt des Widerstands!

Eine Zeitlang gehörte ich, natürlich nur als Lehrling, dem CIC an. Das war ein Spionagekorps der Amerikaner. Wir besuchten unter anderem ein Lager mit gefangenen SS-Leuten, die dort in ihren Trainingsanzügen unrasiert und völlig runtergekommen am Drahtzaun herumstanden. Dem Aussehen nach erinnerten sie uns an die jüdischen Emigranten, die wir selbst einmal waren, in ähnlichen Lagern, französischen Internierungslagern, neun Monate

lang. Menschen ähneln einander sehr in solchen Situationen, da ist es egal, zu welcher Zeit und an welchem Ort.

Die deutsche Bevölkerung empfand ich als moralisch verkommen. Nicht nur niedergedrückt, sondern vor allem verlogen. Denn jeder sagte uns: «Endlich seid ihr als Befreier gekommen!» Obwohl sie doch unter sich immer nur vom «Zusammenbruch» sprachen und nie von «Befreiung». Das hatte ich nicht erwartet.

Erwartet hatten wir einen gewissen Stolz gegenüber den Amerikanern. Man erzählte sich ja auch, es gäbe die «Werwölfe» und dergleichen. Nichts davon gab es, ausser dem Drang, möglichst schnell irgendwo unterzukriechen. Für die Amis zu arbeiten, sich unterwürfig zu verhalten und zu behaupten, man wäre nie dabei gewesen. Es war einer der enttäuschendsten Eindrücke, die ich damals hatte.

Wir wollten ja einen grossartigen Feind besiegt haben: die Nazis, den Nationalsozialismus, eine Weltanschauung, Hitler, eine mörderische Diktatur, die die Welt erobern wollte. Und was fanden wir? Lauter Leute, die sich nur um sich, um ihre eigenen Belange kümmerten, ums Essen natürlich, ums Wohnen, ums Überleben. Kann man ja wiederum auch verstehen. Aber von einer Überzeugung – für oder gegen irgendetwas – keine Spur. Hitler hatte dieses Land in zwölf Jahren moralisch komplett heruntergewirtschaftet. Das war damals mein Haupteindruck.

Natürlich fand ich auch Freunde, echte Gegner der Nazis. Leute, die nie dazugehört hatten, mit denen man verkehren konnte und die bis heute meine Freunde sind.

Ich habe damals Gespräche mit deutschen Soldaten geführt, entgegen der amerikanischen Dienstvorschrift, nach der ich nur für Kriegsgefangene zuständig war. Mich interessierte, was sie wirklich dachten. Nachher sprach ich auch mit Zivilisten in den eroberten Gebieten, vor allem in Bayern, München und später in Österreich.

Eigentümlicherweise stellte sich heraus, dass sie alle von nichts gewusst hatten. Sie wussten nicht, was die Nazis mit den Juden, mit den Schwulen, mit ihren «politischen Feinden» oder auch in den unterjochten Ländern angestellt hatten. Das war eine solche Verlogenheit, die mich wirklich verblüffte. Denn sie waren ja Pimpfe, waren in der Hitlerjugend gewesen. Sie hatten am Bahnhof gestanden, als die Juden in die Züge verfrachtet wurden, sie hatten die Transporte durchfahren und ihre jüdischen Mitbürger aus ihren Städten und Dörfern verschwinden sehen. Das war doch sonnenklar. Ausserdem wurde das ja auch genüsslich in den Zeitungen und im Radio verbreitet. Diese ganzen Dinge waren nicht nur bekannt, die Nazis rühmten sich ja regelrecht damit.

Und nun wollte niemand irgendwas davon gewusst haben? «Nee, nee, ich hab' mich immer nur um meine eigenen Sachen gekümmert. Tut mir leid, ich hab' da nichts gesehen. Wenn das wirklich so stattgefunden hat, schrecklich, schrecklich.»

Auf einmal hatten sie alle jüdische Grossmütter. So viele jüdische Grossmütter hatten nicht einmal wir. Hätte man jedem Wort geglaubt, so hätte es sechs Millionen gerettete Juden geben müssen in diesem Land, denn jeder wollte

sich irgendwo für einen Juden eingesetzt und ihn gerettet haben.

Nein, es hatte keine Nazis gegeben, es gab keine Konzentrationslager, es gab keine SA, keine SS, keine Geheime Staatspolizei.

Dann kam das offizielle Kriegsende. Es wurde uns über die wenigen Radios, die wir hatten, bekanntgegeben, vor allem aber durch unsere Soldatenzeitung *Stars and Stripes*. Es war ein Moment des Triumphes, aber irgendwie auch ein hohler Moment, weil kein wirklicher Gegner mehr auszumachen war. Der Nationalsozialismus mit seinen Fahnen und flammenden Aufmärschen und Parteitagen und ungeheuren Armeen war wie ein Spuk verflogen. Es war nichts mehr da. Es war nichts da, wozu man sagen konnte: «Dagegen haben wir Krieg geführt!» Ausser einem ungeheuren Haufen von heruntergekommenen Soldaten in Gefangenenlagern, die keine Stiefel mehr trugen, sondern nur Bergschuhe mit Gamaschen, die keine anständigen Uniformen mehr hatten und oft erst sechzehn oder siebzehn Jahre alt waren. Der Gegner war nicht mehr auszumachen.

Der Untergang des Nazireiches war natürlich für uns wie das Ende der Sintflut, darauf hatten wir doch so viele Jahre lang gewartet. Und nun war er da!

GISELLE VESCO,
festes Mitglied im Ensemble der «Lindenstrasse».
Wollte immer nur Tänzerin werden.
Und hat das auch geschafft.

Geboren wird sie in Berlin, 1925.
Von ihrem elften Lebensjahr an bekommt sie Ballettunterricht.

Ihr erstes Engagement hat sie 1944, an der Staatoper in Dresden – Solotänzerin, ihr Traum.

Aber Giselle hat nicht lange Gelegenheit zu tanzen: Sie wird zum Arbeitsdienst in die Fabrik gesteckt.

Sie ist neunzehn Jahre alt, als Dresden Ziel der verheerenden Bombenangriffe wird.

Giselle Vesco

Feuersturm über Dresden

Ich werde den 13. Februar 1945 nie vergessen. Ich hatte bis abends sieben Uhr gearbeitet und war dann zu meiner Freundin Annemarie gegangen, die in der Nähe des Hauptbahnhofs wohnte. Kurz vor zehn gab es wieder einmal Fliegeralarm. Damals ging in Dresden eigentlich niemand in den Keller, bisher war ja noch nichts passiert. Diesmal aber hatte ich ein komisches Gefühl. Ich überredete Annemarie und ihre Familie, nach unten zu gehen. Die Mieter aus dem Nachbarhaus taten dasselbe, das konnten wir hören.

Dann ging alles ganz schnell. Eine Bombe traf das Nebenhaus, die Leute im Keller schrien. Mir flog eine Tür ins Kreuz und presste mich an die Wand – das tat natürlich weh, war aber nicht wirklich schlimm. Uns ist Gott sei Dank fast nichts passiert, aber als wir später nach draussen gingen, war das Gebäude nebenan nur noch ein Berg aus Schutt und Holz – grausam, dieser Anblick.

Ich wollte schnell zu mir nach Hause, sehen, ob alles in Ordnung war. Überall brannte es, viele Häuser waren schon in sich zusammengefallen, auf den Strassen musste man über Berge von Steinen klettern.

Plötzlich lagen vor mir zwei völlig verkohlte Leichen. Ich erschrak, stand nur da und staunte darüber, dass die Körper so klein waren. Sie waren von der Gluthitze regelrecht zusammengeschrumpelt. Dieses Staunen hat alles

andere übertüncht – ich bin dann einfach drübergestiegen, es ging nicht anders.

An einer Kreuzung brannten alle vier Eckhäuser. Ich stand mitten auf der Strasse und konnte nicht weiter. Es war entsetzlich. Eine riesige Flamme, wie eine breite Zunge, kam vom Dach eines Hauses herunter, direkt vor mir. Sie reichte fast bis auf den Asphalt. Ich sprang sofort hinter eine Laterne, sonst wäre ich verbrannt. Die Flamme schnellte zurück, verpuffte in der Luft. Meinen beiden Schutzengeln dankte ich aus vollem Herzen, weil ich ja gleich zwei gefährliche Situationen hintereinander überstanden hatte.

Irgendwie musste ich weiter, aber erst mal hiess es warten. Häuser fielen eins nach dem anderen in sich zusammen. Immer die Frage: Welches würde das nächste sein – wie komme ich bloss hier raus? Wenn ein Dachstuhl runterkam, ging ich schleunigst in die andere Richtung. Unterwegs dachte ich: «Ich muss unbedingt nachsehen, ob das Haus von Hans noch steht.» Hans war mein Freund. Aber sein Haus stand nicht mehr, alles war kaputt, überall war nur Feuer. Und dann fing es auch noch an zu nieseln. Regen kam auf, und Wind, Sturm, ein richtiger Feuersturm. So viel Rauch, man konnte gar nicht mehr gucken, und dieser entsetzliche Zementstaub – ich war wie blind. Durch die Feuchtigkeit verklebte alles, es war unmöglich, die Augen zu öffnen.

Ich wollte nach Hause in die Cranachstrasse und hab's einfach nicht geschafft. Ich kannte mich ganz gut aus in Dresden, ich war ja schon lange genug da. Aber ich musste immer wieder Umwege machen, weil man nirgendwo rich-

tig durchkam. Die Strassen waren kaum mehr wiederzuerkennen, auch die schöne Johanniskirche, die ich so liebte – ein wunderbares Gebäude –, war jetzt platt, einfach nicht mehr da.

Der zweite Angriff kam nach Mitternacht. Ich hörte die Bomber und sah die vielen, vielen Leuchtschirme, einer neben dem anderen. Alles war taghell und ich dachte nur: «Die sehen mich, die sehen mich, ich muss mich verstecken!» Ich rannte los und blieb in einem Zaun hängen, warf mich auf die Erde und wartete ab, bis sie über mich hinweggeflogen waren. Die Bomben pfiffen, immer wieder. Auf einmal hörte ich eine Männerstimme, die um Hilfe rief – sie kam aus einem Haus, bei dem das Erdgeschoss schon brannte. Es waren Menschen im Keller, man konnte aber nicht mehr hinein, um sie zu retten.

Wieder der Drang: «Nach Hause, bloss nach Hause!» Als ich zum Stübelplatz kam, sah ich dort Menschen in kleinen Gruppen zusammenstehen. Noch heute erinnere ich mich an einen Mann: Er hatte riesige Blasen auf der Haut. Man sagte mir, die Heisswasserrohre seien geplatzt und er habe das Wasser voll ins Gesicht bekommen. Der Mann sass da und litt vor sich hin. Jemand gab mir Schnaps zu trinken und drängte: «Komm, noch einen!»

Ich wusste, wo die Elbe war, an ihr orientierte ich mich. Wenn ich nach Hause wollte, musste ich immer nach rechts gehen. Wieder kam ich nicht durch, es war einfach unmöglich. Erst später erfuhr ich, dass in meinem Viertel eine Mine runtergegangen war. Diese Minen waren ver-

heerend, das Schlimmste, was einem passieren konnte.

Ganz in der Nähe der Cranachstrasse stand «Mathilde», so nannte man das Gefängnis. Bis dahin kam ich, aber nicht weiter, die Schuttberge waren zu hoch. Überall lagen tote Gefangene, teilweise verschüttet. Es war ein Grauen. Ich sah nur wenige Überlebende, ein paar Männer, die zusammengesunken ganz in der Nähe kauerten.

Halb Dresden hatte sich in den «Grossen Garten» geflüchtet. Auch hier überall Tote: Ein Mann lehnte noch an einem Baum, neben ihm lag sein Motorrad. Sein Kopf war rund wie der Mond und doppelt so gross wie normal. Ich musste gleich zweimal hinsehen, weil ich es nicht fassen konnte. Auch ein totes Baby war da, völlig nackt, und ein kleines Mädchen, über dessen Bein eine Brandbombe querlag, und daneben ein totes Pferd.

Irgendwo in den Trümmern stand eine Litfasssäule, die heil geblieben war. An die lehnte ich mich und wartete. Drei Stunden. Ich wusste immer, wie spät es ist, ich hatte ja meine Armbanduhr. Als der Morgen dämmerte, ging ich zur Elbe runter und legte mich auf eine Bank, um einen Moment zu schlafen. Was dann geschah, weiss ich nicht mehr. Mir fehlt die Erinnerung an die Zeit an der Elbe.

Und dann war es plötzlich Mittag. Wieder hörte ich Bomber und die Maschinengewehre der Tiefflieger. Ich stand oben an der Böschung, allein, hatte grosse Angst. Ich rannte die Treppe runter, weil ich dachte: «Bloss nach unten, unter der Brücke kann mir nichts passieren.» Dort waren

Soldaten, die zogen mich zu sich rein und warfen sich über mich, schützten mich mit ihren Körpern. So hab' ich das überstanden.

Erst als alles vorbei war, kroch ich nach draussen und ging am Ufer der Elbe entlang. Überall lagen zerstückelte Menschen, hier nur ein Finger mit Ring, da Gedärme, Gebisse, einzelne Zähne. Nicht nur ein Körper, nein, viele, ich weiss nicht wie viele, die Wiesen waren übersät mit Leichen.

Gemeinsam mit ein paar Soldaten ging ich in Richtung «Blaues Wunder» – die berühmte Dresdner Brücke. Ich wollte einfach raus aus all dem Staub und Dreck. Von dort bin ich allein weiter. Ich lief auf den «Weissen Hirsch» hinauf, Dresdens Nobelviertel. Auf dieser Anhöhe hoffte ich einen Kollegen von der Staatsoper zu treffen, den Solo-Tänzer Gino Neppach. Glücklicherweise fand ich ihn. Er brachte mich in ein Haus. Dort bin ich sehr lieb aufgenommen worden von einer Mutter mit ihrer Tochter Gitta und bekam sogar ein eigenes Zimmer.

Nach zwei Tagen bin ich mit Gitta runter in die Stadt, um meinen Freund Hans zu suchen. Ich musste unbedingt wissen, ob er noch lebt. Als wir in seine Strasse kamen, zu den Trümmern seines Hauses, stand da mit Kreide geschrieben: «Ich bin im Studentenheim.» Was für ein Glück!

Das Heim lag am anderen Ende der Stadt, wieder ein langer Weg. Als ich endlich vor ihm stand, konnte er es kaum fassen: «Es ist wie ein Wunder, ich hab' nicht mehr geglaubt, dass du noch lebst! Ich war in der Cranachstrasse und hab' in den Trümmern nach dir gesucht. Wir haben

den Eingang zum Keller freigeräumt, aber unten war nur noch Glut ...» Und dann haben wir beide uns furchtbar gefreut.

Es liess mich einfach nicht los, immer wieder fragte ich mich: Was ist in der Cranachstrasse passiert, was ist mit dem Haus? Und vor allen Dingen: Stehen die Oper und der Zwinger noch? Der Zwinger war mein Ein und Alles.

Ein paar Tage später ging ich allein in die Stadt und versuchte zur Oper durchzukommen. Das war nicht schwierig, weil sie nah an der Elbe lag. Sie war zwar kaputt, aber immerhin, ein Teil stand noch. Danach bin ich in den Zwinger, das war allerdings grauenhaft. Dieses wunderschöne Gebäude, diese Anlage, die süssen kleinen Sandsteinputten, sie waren alle geköpft, zerfetzt wie die Menschen.

Ich stieg über meterhohe Trümmer und kam endlich in der Cranachstrasse an. An der Stelle, an der unser Haus gestanden haben musste, setzte ich mich auf die Steine und konnte nur noch denken: «Mein Koffer mit meinen Sachen war im Keller, jetzt ist der auch hin. Ich hab' nichts mehr, nur noch, was ich am Leib trage.»

Die gut zwei Monate bis zum Kriegsende wohnte ich auf dem «Weissen Hirsch». Eigentlich musste man alle Radios abgeben, aber wir hatten eins, das man nicht sah, weil es in eine Truhe eingebaut war. So erfuhren wir immer, wo es Angriffe gab und wie nah die Russen schon vor Dresden standen. Wir waren also vorgewarnt. Im Garten hatten wir

Löcher gebuddelt, um uns zu verstecken, denn man hörte ja die schrecklichsten Geschichten.

Dann waren sie da, am 26. April 1945 war der Krieg für uns zu Ende. Wir bekamen als Einquartierung vier russische Offiziere, sehr gebildete Leute. Zwei konnten sehr gut Deutsch. Einer war verheiratet mit einer berühmten russischen Schauspielerin, die in dem Film «Iwan der Schreckliche» die Zarin gespielt hatte. Sie war mitgekommen, konnte zwar kein Deutsch, aber ihr Mann übersetzte alles. So erfuhr sie, dass ich Tänzerin an der Staatsoper war. Wir haben uns sofort verstanden.

Mit diesen sympathischen Russen feierten wir das Kriegsende. Ich kann mich erinnern, es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich Wodka trank – wir hatten ungeheuer viel Wodka. Sie brachten auch Kartoffeln mit und machten daraus Kartoffelchips. Mit Zwiebeln vermischt schmeckte das wunderbar. Es war zwar alles «Trockenfutter», aber wir hatten schon unendlich lange nichts Gutes mehr zu essen bekommen. Eine richtig schöne Friedensfeier war das!

GERHARD ZWERENZ,
bleibt auch im Westen Regimekritiker, nachdem er Ende der fünfziger Jahre aus der DDR geflohen ist.

1925 im sächsischen Vogtland geboren, verbringt er seine Kindheit in der Ziegelei der Grosseltern.

Er macht eine Lehre als Kupferschmied. Später schuftet er am Schreibtisch. Als Arbeiterdichter.

1942 meldet sich Zwerenz freiwillig zur Luftwaffe. Doch dann beschliesst er zu desertieren.

Gerhard Zwerenz

Fahnenflucht

Für mich war der Zweite Weltkrieg nicht erst am offiziellen Ende, dem 8. Mai 1945, vorbei. Ich hatte diesen Krieg für mich schon ein Jahr vorher beendet, an der zusammengebrochenen Ost-Front. Das war am östlichen Stadtrand von Warschau. Da tat ich das, was ich seit einem Jahr lang schon tun wollte, mir aber ein paar Mal misslungen war und was ich oft auch einfach nicht gewagt hatte: Ich desertierte.

Die Gelegenheit war günstig. Wir lagen der Roten Armee gegenüber, die zu dieser Zeit schon schwach war. Es kam zu wirklich seltsamen Kampfhandlungen, denn die sowjetischen Soldaten griffen eigentlich gar nicht an, jedenfalls nicht physisch. Sie hatten eine besondere Taktik entwickelt: Sie arbeiteten sich im Laufe des Tages sehr gemächlich an die deutsche Front heran und schrien dann auf Kommando, meist nachmittags zwischen drei und vier Uhr: «Hurrääh!» Wenn sie so brüllten, das wussten sie, hatte das einen gewissen psychologischen Effekt. Unsere vordersten Infanteristen stolperten dann aus ihren Löchern und rannten zurück.

Für diesen Fall hatte unser Regiment vorgesorgt. Es gab drei MG-Gruppen mit je drei Mann. Die gingen den flüchtenden Soldaten entgegen, brachten sich in Stellung und feuerten in Richtung Sowjets. Von den zweien, mit denen ich zusammen war, war einer Oberschlesier und sprach bestens Polnisch, der andere kam, wie ich, aus Sachsen und

war MG-Schütze 1. Wir drei verständigten uns: «Wenn es sich machen lässt, hauen wir ab!»

An diesem Tag im August – ich glaube, es war der 18. oder der 21. – bekam der MG-Schütze 1 einen Kopfschuss, ich wurde somit MG-Schütze 1, und MG-Schütze 3 bekam die Position 2. Am Abend, als es dunkel wurde, gingen nun wir beide, wie verabredet, nicht zurück. Wir fanden ein Versteck, einen alten Gefechtsgang, verkrochen uns da und wollten warten, bis die Rote Armee über uns hinweggerollt war. Dort schliefen wir ein. Im Morgengrauen waren Stimmen zu hören, russische Sprachfetzen, und uns wurde klar: Über uns ist jetzt die sowjetische Infanterie.

Da verlor der zweite Mann, der Oberschlesier, die Nerven, sprang aus dem Loch raus, rief «Polski, Polski!» und lief davon. Es gab Schüsse und Stimmengewirr – ich kann nicht sagen, was aus ihm geworden ist. Ich blieb liegen, hatte grosses Glück und wurde nicht entdeckt.

Im Gelände hinter den sowjetischen Linien waren noch etliche deutsche Soldaten, die von ihren Einheiten abgeschnitten waren. Ich traf einen Unteroffizier, der auch desertieren wollte, sich aber nicht so richtig entscheiden konnte. Von dem trennte ich mich wieder und war dann kurz bei polnischen Partisanen, die von den Sowjets angegriffen wurden. Ich entkam noch einmal, und schlich mich in ein Dorf, weil ich vor Hunger weder ein noch aus wusste.

Dort fand ich eine Kate, in der ein gebratenes Huhn auf

dem Tisch stand. Wie ein Verrückter stürzte ich mich darauf. Und während ich noch ass – ich habe regelrecht gefressen, so viel wie nur hineinpasste –, ging die Tür auf und ein Rotarmist kam herein. Dieser sowjetische Soldat kriegte gar nicht mit, dass ich Deutscher war, ich war mit dem Huhn vorm Gesicht kaum zu erkennen, ausserdem trug ich ja auch eine Tarnuniform. Wahrscheinlich hat er so weit hinter der Front auch nicht vermutet, dass plötzlich ein Deutscher vor ihm steht. Als er es dann mitbekam, kriegte er einen Wutanfall, vielleicht aber auch, weil er sah, dass das Huhn, das er wahrscheinlich für sich reserviert hatte, schon halb aufgefressen war. Sein Faustschlag hatte es in sich, ich landete auf dem Tisch und er nahm mich gefangen.

Als ich aus dieser Kate herausgeführt wurde, war da noch ein anderer Rotarmist, der mit einer polnischen Frau zugange war. Er hatte ihr die Röcke hochgehoben, fühlte sich durch mich gestört und wollte mich erschiessen. Er hob seine Pistole, aber mein Rotarmist, ich nenne ihn immer Radjonov – wie er wirklich hiess, weiss ich nicht mehr –, beschützte mich.

In Absprache mit seinem Kommissar brachte er mich zum Stab. Dort fand eine Vernehmung mit dem zuständigen Kompaniekommissar statt. Ich wunderte mich sehr, denn er sprach ein Deutsch, das für mich nach Heimat klang: Es war Sächsisch. Wie sich herausstellte, war er ein junger jüdischer Kommunist, der in meiner Heimatstadt, in Crimmitschau an der Pleisse, im jüdischen Kaufhaus Schocken als Angestellter gearbeitet hatte. 1933 war er in die Sowjetunion gegangen, kam dann zum Geheimdienst und nannte sich jetzt Kapitän.

Eine unerhörte Sache – der erste sowjetische Offizier, den ich traf, war eigentlich ein jüdischer Deutscher oder deutscher Jude.

Danach wurde ich von NKWD-Offizieren in Empfang genommen, die mich erst mal verprügelten. Schmerzen empfand ich keine, ich spuckte nur meine ausgeschlagenen Zähne ins Gras, trank das Wasser, das man mir gab, und dachte: «Gott sei Dank, ich habe diesen Krieg überstanden. Für mich ist er jetzt zu Ende!»

Am 8. Mai 1945, als der Krieg dann offiziell zu Ende ging, lag ich als Gefangener in einer Anlage, Zitadelle genannt, in Bobruisk. Das ist neben Minsk die zweite grosse Stadt in Weissrussland. Ich war dort gelandet, weil meine Wade eiterte. Beim Desertieren war ich in deutsches Artilleriefeuer geraten und hatte seitdem Granatsplitter im Bein. Ich versuchte sie rauszuziehen, aber die meisten waren dringeblieben, hier wurden sie nun entfernt.

Dass die Zitadelle kurz zuvor noch als eine Art Konzentrationslager gedient hatte, erfuhr ich von einer russischen Ärztin, einer Jüdin, die mich behandelte. Sie sagte, sie wisse, wie Kriegsgefangenen zumute sei, ihr Mann sei auch Kriegsgefangener gewesen. Ich fragte: «Hier, in in Bobruisk?» – «Ja, hier ist er von den Deutschen erschossen worden.» Später erfuhr ich dann, dass in dieser Zitadelle zuvor ein deutsches Kriegsgefangenenlager mit mehreren Tausend sowjetischen Insassen gewesen war. Irgendwann aber waren es zu viele, da hat man, ich glaube 1942, ein

Feuer gelegt. Die russischen Kriegsgefangenen gerieten in Panik und liefen nach allen Seiten davon. Die Wehrmacht schoss die Türmenden mit Maschinengewehren einfach nieder.

Dass diese jüdische Ärztin, die durch die Deutschen ihren Mann verloren hatte, nun am selben Ort uns deutsche Kriegsgefangenen pflegte, Verwundete und Kranke, war für mich ein ganz wichtiges Erlebnis.

Gefühlsmässig habe ich lange nicht begriffen, dass der Krieg zu Ende war. Vier Jahre, bis 1948, war ich in Gefangenschaft. Dann gehörte ich zu den sechshundert Gefangenen, die von einem stalinistischen General zusammengeholt und in ein separates Lager gebracht wurden. Es hiess: «Wollt ihr euch drei Jahre zur Volkspolizei verpflichten? Dann könnt ihr morgen nach Hause.» Wir waren fast alle Deserteure, überlegten lange, entschieden uns schliesslich dafür und fuhren nach Hause. Aber die Sache hatte einen Haken. Wir landeten als Volkspolizei in einer Kaserne, teils in Chemnitz, teils in Zwickau. Wir waren die erste bewaffnete Einheit der DDR, die erste Volkspolizei, aus der später die Volksarmee hervorgegangen ist.

Alles, was sich nach Kriegsende für mich ergab, war eine Folge des Krieges – und insofern ging der Krieg weiter. Auch die «Fahnenflucht» war für mich nicht beendet. Die Bücher, die ich später in der BRD geschrieben habe, waren Verteidigungen der Deserteure, es waren Aufrufe an alle, die Soldat werden oder Krieg führen wollten, sich das genau zu überlegen.

Ich gehöre zu der Generation, die noch erleben musste, was Krieg wirklich bedeutet. Wenn ich heute in Filmen über Montecassino oder Stalingrad sehe, was die Offiziere so von sich geben, denke ich mir, als Infanterist hätte ich etwas ganz anderes zu sagen: Ich habe nicht jene Dinge erlebt, die die Herren Offiziere erlebt haben. Wir haben immer nur in der Scheisse gelegen. Für mich bedeutet Montecassino nichts anderes als eingesperrt zu sein, in einem winzigen Stahlbunker über Kimme und Korn zu gucken, ob sich irgendwo etwas bewegt, und dann zu schiessen, aus Angst, dass man selbst erschossen wird. Das ist Krieg. Auch dass man im Bunker seine eigene Scheisse nicht losgeworden ist, seinen Urin unter sich gelassen hat, nicht rauskonnte, weil man sonst in die feindliche Scharfschützenlinie geraten wäre. Das ist Krieg für den Infanteristen und das wird mir zu wenig gezeigt in Filmen, die angeblich den Krieg aufarbeiten wollen.

Editorische Notiz

Die in diesem Buch veröffentlichten Texte basieren auf Interviews, die im Rahmen der WDR-Fernsehreihe «Mein Kriegsende» im Jahr 2005 entstanden. Die Gespräche führten:

- Carmen Eckardt (Eva Ebner, Edgar Hilsenrath, Gisela May, Uta Ranke-Heinemann, Tana Schanzara, Coco Schumann)
- Ingolf Gritschneder (Gotthilf Fischer, Max von der Grün, Barbara Rütting, Gerhard Zwerenz)
- Felix Kuballa (Esther Bejarano, Joachim Fest, Ralph Giordano, Dieter Hildebrandt, Günter Kunert, Günter Lamprecht, Wolfgang Leonhard, Erich Loest, Kurt Masur, Peter Rühmkorf, Carola Stern, Georg Stefan Troller, Giselle Vesco)
- Die Kurzbiographien stammen von Heike Mund.

Bildnachweis

Jutta van Asselt: 172 (oben)
Felix Kuballa: 52, 68 (jeweils unten)
privat: 14,26,34,44,52,68,86,98,118,128,136,144,154, 164,182,188,196,216 (jeweils oben); 60,78,108,206
WDR: 14,26,34,44, 86,98,118,128,136,144,154,164, 172,182,188,196,216 (jeweils unten)

Ingeborg Jacobs Wolfskind

Die unglaubliche Lebensgeschichte des ostpreussischen Mädchens Liesabeth Otto

320 Seiten mit 16 Seiten s/w-Abbildungen Gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-549-07371-1

Ostpreussen 1945. Auf der Flucht vor der Roten Armee verliert die siebenjährige Liesabeth Otto Mutter und Geschwister. Allein irrt sie durch die Wälder und gerät auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft ins benachbarte Baltikum. Unter unfassbaren Entbehrungen schlägt sie sich jahrelang durch, völlig auf sich gestellt, stets auf der Hut vor sowjetischen Häschern. Ein erschütterndes Schicksal, zugleich ein Panorama deutsch-sowjetischer Nachkriegsgeschichte.

«Ein fesselnder, an sinnlichen Eindrücken reicher Lebensbericht.»
Die Welt

PROPYLÄEN VERLAG
www.propylaeen-verlag.de